



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2006

Jugendlicher Sprachgebrauch in der Deutschschweiz: eine Zwischenbilanz

Dürscheid, Christa ; Spitzmüller, Jürgen

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-25160>

Book Section

Published Version



The following work is licensed under a Creative Commons: Attribution-NonCommercial 4.0 International (CC BY-NC 4.0) License.

Originally published at:

Dürscheid, Christa; Spitzmüller, Jürgen (2006). Jugendlicher Sprachgebrauch in der Deutschschweiz: eine Zwischenbilanz. In: Dürscheid, Christa; Spitzmüller, Jürgen. Zwischentöne. Zur Sprache der Jugend in der Deutschschweiz. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 13-48.

Jugendlicher Sprachgebrauch in der Deutschschweiz: eine Zwischenbilanz

1 Einführung

Dass die jüngere Generation «anders» spricht, glauben Erwachsene nicht erst in unseren Tagen zu beobachten. Entsprechende Äusserungen lassen sich weit in die Geschichte zurückverfolgen. Auch an dem Umstand, dass man schon früh versucht hat, den Sprachgebrauch Jugendlicher zu beschreiben, lässt sich erkennen, dass dieser bereits vor unserer Zeit als «anders» wahrgenommen wurde. So datiert das erste Wörterbuch zur deutschen «Burschensprache» auf das Jahr 1749: Robert Salmasius' «Kompendiöses Handlexicon der unter den Herren Purschen auf Universitäten gebräuchlichsten Kunstwörter, Zum Nuzzen der angehenden Herren Studenten, und aller kuriösen Liebhaber nach alphabetischer Ordnung verfertigt». Ihm folgten noch im 18. Jahrhundert vier weitere Wörterbücher nach. Sie richteten sich, wie Salmasius' Handlexicon, vor allem an die Studenten¹ selbst sowie an eine sprachinteressierte («kuriöse») Leserschaft.² Die Wörterbücher verkauften sich von Anfang an sehr gut und weckten auch schnell das Interesse der Zensur, was zeigt, dass die Sprache der jüngeren Generation schon damals Aufmerksamkeit und Anstoss erregte.

Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist das Interesse für die Sprache der Jugend jedoch noch einmal deutlich gestiegen, denn erst in dieser Zeit bildete sich die eigenständige, gesellschaftsübergreifende Lebensalterphase «Jugend» in der Form, wie wir sie heute kennen, heraus. Die Phänomene «Jugend» und «Jugendlichkeit» erlangten infolgedessen immer grössere gesellschaftliche Aufmerksamkeit. Die Sprache der Jugend wurde in diesem Zusammenhang in der Öffentlichkeit zu einem viel diskutierten Thema: Mal wurde sie kritisch unter die Lupe genommen, mal in Form von Wörterbüchern den Erwachsenen präsentiert. In der Schweiz erschien das erste Wörterbuch dieser Art im Jahr 1977. «Hesch a Kiosk a der Eigernordwand? Schülersprache dargestellt am Beispiel Berns» lautete der Titel des Buchs von Dorothea Gruner.³

Die Sprachwissenschaft selbst begann sich systematisch erst Anfang der 1980er-Jahre mit dem Phänomen Jugendsprache zu beschäftigen, nicht zuletzt aufgrund der öffentlichen Diskussion des Themas. Seither hat sich eine sehr lebendige Forschung entwickelt, die viele Facetten des Sprachgebrauchs der Jugend untersucht. Diese Forschung hat sich jedoch bislang kaum mit der spezifischen Situation in der Deutschschweiz beschäftigt. Zwar gab es immer wieder Einzeluntersuchungen

zur Sprache verschiedener Schüler- und Jugendgruppen, ein Gesamtüberblick zu den Spezifika des jugendlichen Sprachgebrauchs in der Deutschschweiz liegt aber nicht vor. Die Linguistin Erika Werlen, die sich nachdrücklich für die Erforschung des Themas einsetzt, hält daher auch noch im Jahr 2002 fest: «Als linguistisches Thema wurde Jugendsprache aber in der Schweiz bislang nur am Rande von Untersuchungen zur Jugendkultur aufgegriffen; eingehendere und linguistisch orientierte Forschungen fehlen in der Deutschschweiz.»⁴

Ausgehend von dieser Situation versucht der vorliegende Beitrag, einen Überblick über den Sprachgebrauch von Jugendlichen in der Deutschschweiz zu geben. Dass er dabei nur *Zwischenergebnisse* präsentieren kann, versteht sich aufgrund der Forschungslage von selbst. Zwei Leitfragen sollen die folgenden Ausführungen begleiten: erstens die Frage, was jugendlichen Sprachgebrauch überhaupt charakterisiert (sofern sich «jugendlicher Sprachgebrauch» als spezifische Form der Kommunikation bestimmen lässt), und zweitens die Frage, inwiefern sich jugendlicher Sprachgebrauch in der Schweiz vom Sprachgebrauch der Jugend in anderen Ländern unterscheiden lässt.

2 Sprachsituation und Sprachbewusstsein in der Deutschschweiz

2.1 «Innere» und «äussere» Mehrsprachigkeit

Um die charakteristischen Merkmale von Jugendsprache in der Deutschschweiz beschreiben zu können, muss man sich zunächst ein Bild über die Sprachsituation in der Schweiz machen.⁵ Diese ist bekanntlich gekennzeichnet durch das Nebeneinander der vier Landessprachen Deutsch (im Jahr 2000 erste Sprache von 63,7 % der Bevölkerung), Französisch (20,4 %), Italienisch (6,5 %) und Rätoromanisch (0,5 %).⁶ Neben diesen offiziell anerkannten Sprachen werden, bedingt durch Migration, noch eine ganze Reihe weiterer Sprachen als Muttersprache gesprochen. Einige von ihnen (etwa Türkisch und Spanisch) haben sogar mehr Sprecher als das Rätoromanische. Diese Situation, die man in der Sprachwissenschaft als «äussere Mehrsprachigkeit» bezeichnet, ist ein wichtiges Charakteristikum, welches möglicherweise Auswirkungen auf den Sprachgebrauch der Jugendlichen in der Schweiz hat, und zwar auch dann, wenn sie selbst die anderen Sprachen nicht sprechen. Denn das Ideal der Mehrsprachigkeit ist (ungeachtet sprachlicher Realitäten) fester Bestandteil des nationalen Selbstbildes, welches den Jugendlichen über Schule und Medien vermittelt wird.

Was nun den deutschsprachigen Teil der Schweiz betrifft, so ist auch hier die Sprachsituation durch ein Merkmal gekennzeichnet, das nicht mit anderen Ländern vergleichbar ist, nämlich durch den Gebrauch der Mundart⁷ in fast allen Situationen des täglichen Lebens. In der Linguistik spricht man denn auch in Bezug auf die Deutschschweiz von einer «medialen Diglossie»⁸. Das Wort «medial» bezieht sich dabei auf die beiden Repräsentationsformen von Sprache, gesprochen oder

geschrieben. Danach gilt für den prototypischen Fall: Gesprochen wird Mundart, geschrieben wird Standarddeutsch. Nicht von ungefähr wird das Standarddeutsch (resp. Hochdeutsch) in der Deutschschweiz als «Schriftdeutsch» bezeichnet. An dieser Stelle sei auch erwähnt, dass sich in der Sprachwissenschaft zunehmend die Ansicht durchsetzt, dass es in den drei grossen deutschsprachigen Zentren Deutschland, Österreich und Schweiz drei gleichwertige Varianten der Standardsprache («Standard-» bzw. «nationale Varietäten») gibt, die sich zwar in grossen Teilen überschneiden, jedoch auch viele Eigenarten aufweisen. Man spricht in diesem Zusammenhang von Deutsch als einer «plurizentrischen Sprache». Damit will man betonen, dass den drei Varianten jeweils derselbe Status zugesprochen werden muss. Schweizer und österreichische Eigenarten (d. h. Helvetismen und Austriazismen) dürfen also nicht als «Abweichungen» betrachtet werden. Eben dies ist nämlich in vielen (in Deutschland produzierten) Wörterbüchern der Fall, die zwar Helvetismen und Austriazismen verzeichnen, Teutonismen (also deutschländische Eigenarten) jedoch als solche nicht markieren.

Das Schweizer Standarddeutsch ist jedoch, wie erwähnt, sehr viel stärker auf bestimmte Gebrauchsformen (vor allem das Schreiben) und kommunikative Situationen (formeller Natur) beschränkt als die Standardvarietäten in Österreich und Deutschland.⁹ Dagegen ist die Mundart die Sprachform, die in der Deutschschweiz in allen informellen und in den meisten formellen Situationen benutzt wird. Erika Werlen sagt es deutlich:

«In der Deutschschweiz ist die Sprachsituation tatsächlich und definitiv eine andere als in der Bundesrepublik: In allen Deutschschweizer Regionen dominiert der Dialekt, und zwar «statistisch» wie «emotional.»¹⁰

2.2 Mehrsprachigkeitsbewusstsein und sprachliche Identität

Die emotionale Dominanz der Mundart ist verbunden mit einem eher gespaltenen Verhältnis vieler Deutschschweizer zur Standardsprache: Untersuchungen zu den Spracheinstellungen Deutschschweizer Sprecher haben bestätigt, dass die Standardsprache zumeist zwar als formelles Verständigungsmittel akzeptiert wird, aber nur wenig «emotionalen» Wert zugesprochen bekommt. Die sprachliche Identität der Deutschschweizer wird daher in der Regel auch nicht, wie etwa in Deutschland, über eine gemeinsame «Dachsprache» hergestellt, sondern über die jeweils gesprochene Mundart. «Schweizerdeutsch und nicht Hochdeutsch sei die eigentliche Sprache der Deutschschweiz», gaben in diesem Sinne gut drei Viertel aller Befragten in einer kürzlich von Joachim Scharloth an der Universität Zürich durchgeführten Untersuchung an.¹¹ Da «das Schweizerdeutsche» jedoch letztlich nur als Menge von über 30 einander mehr oder weniger ähnlichen Dialekten existiert und da es keine Sprachgebrauchsform gibt, die für sich allein eine nationale Identität repräsentieren könnte – die Standardsprache leistet dies aus den beschriebenen Gründen nicht –, ist es das «Sprechen in Mundart an sich» (und

über die Deutschschweiz hinaus: «die Mehrsprachigkeit»), das die sprachliche (persönliche, soziale, regionale und nationale) Identität vieler Deutschschweizer prägt.¹²

Daher werden nicht nur den einzelnen Dialekten bestimmte Eigenschaften zugewiesen (Nähe, Emotionalität, Authentizität etc.), auch dem «Dialektsprechen an sich» und dem Ideal der Mehrsprachigkeit kommt ein hoher, wie die Linguistik es ausdrückt, «sozialsymbolischer Status» zu. Dadurch unterscheidet sich das Sprachbewusstsein der Schweiz deutlich von dem der anderen beiden grossen Zentren der deutschen Sprache, von Österreich und Deutschland. Gerade in Deutschland, das immer wieder als Vergleichsgrösse herangezogen werden muss, weil dort die meisten Untersuchungen zur Sprache der Jugend durchgeführt wurden, ist die Situation grundlegend anders. Dort ist es die Standardsprache (in einer stark idealisierten, an der Belletristik orientierten Version, dem so genannten «guten Deutsch»), der das höchste soziale Prestige zugesprochen wird und die immer wieder zum Zentrum der nationalen Identität erklärt wird.¹³ Zwar ist man sich auch dort der Existenz verschiedener Sprachgebrauchsformen (der «inneren Mehrsprachigkeit», wie es in der Linguistik heisst) bewusst, und auch die Dialekte werden teilweise stark idealisiert, doch misst man den Sprachgebrauch letztlich in aller Regel am Ideal der Standardsprache. Gerade die Bewertung von «Jugendsprache» wurde und wird davon stark geprägt, da sie häufig vor allem im Sinne einer Abweichung (wertend: «Degeneration») von den Normen der Standardsprache betrachtet wurde und teilweise noch betrachtet wird.¹⁴ Ein ähnliches Denken findet sich teilweise auch in der Schweiz, doch ist es längst nicht so bestimmend wie in Deutschland.

Die spezifisch deutschschweizerische Sprachsituation, der Spezialfall (mediale Diglossie) im Spezialfall (Teil eines viersprachigen Landes) prägt also die Einstellungen Deutschschweizer Sprecher zu ihrer Sprache und führt nach unserer Einschätzung dazu, dass in der Schweiz ein anderes Sprachbewusstsein vorherrschend ist als in Österreich und Deutschland – ein Sprachbewusstsein, das stark von der Möglichkeit des «Auch-anders-Sprechen-Könnens» geprägt ist. So wird in Gegenwart von Anderssprachigen häufig die Frage des Sprachgebrauchs thematisiert, unter anderem auch deshalb, weil geklärt werden muss, in welcher Sprachform (Mundart/Standarddeutsch) man miteinander sprechen kann, aber auch, weil die Tatsache, dass in der Deutschschweiz in den meisten Situationen Mundart gesprochen wird, für viele Aussenstehende Anlass zum Nachfragen gibt. In den Medien finden sich ebenfalls oft Berichte über sprachbezogene Themen (z. B. Hochdeutsch im Kindergarten, Frühenglisch in der Schule, Mundart als Muttersprache). Aber auch im Gespräch von Deutschschweizern untereinander ist der jeweilige Sprachgebrauch ein Thema, und zwar vor allem dann, wenn die Sprecher aus verschiedenen Dialektregionen kommen. So ist es unter Jugendlichen, wie wir weiter unten sehen werden, beliebt, andere Dialekte zu imitieren. In diesem Zusammenhang sprechen die Jugendlichen auch häufig über die Eigenschaften

der jeweiligen Dialekte, sie vergleichen die Aussprache und den Wortschatz, sie bewerten die verschiedenen Mundarten aber auch.¹⁵ Dadurch wird das «Mundart-sprechen an sich», das die sprachliche Identität der Deutschschweizer stark prägt und die regionale Identität der Mundartsprecher überdacht, zum Thema.

Halten wir fest: Die «innere Mehrsprachigkeit» rückt den Sprechern in der Deutschschweiz möglicherweise viel stärker ins Bewusstsein, als dies bei den Sprechern der anderen deutschsprachigen Länder der Fall ist. Berücksichtigt man zudem das Faktum der gesamtschweizerischen «äusseren Mehrsprachigkeit», dann wird dieser Eindruck noch verstärkt. Wenn das alles zutrifft, wenn also das Bewusstsein des «Auch-anders-Sprechen-Könnens» tatsächlich so stark ausgeprägt ist, dann ist zu vermuten, dass sich dies sowohl in der Bewertung von Jugendsprache (als einer Form des «Anders-Sprechens») als auch im jugendlichen Sprechen selbst niederschlägt. Auf diesen Punkt kommen wir im folgenden Abschnitt zu sprechen.

3 Merkmale der Deutschschweizer Jugendsprache

Schlagen wir nun also den Bogen von der Deutschschweizer Sprachsituation im Allgemeinen zur Sprache der Jugendlichen im Besonderen. Dabei geht es vor allem um die folgenden Fragen: Wie sprechen Jugendliche in der Deutschschweiz, wie schreiben sie? Und worin unterscheidet sich die Sprache der Jugend in der Deutschschweiz von der anderer deutschsprachiger Regionen? Lassen sich, abgesehen davon, dass in fast allen Situationen Mundart gesprochen wird, überhaupt Unterschiede feststellen?

3.1 Allgemeine Charakteristika von Jugendsprache

Bevor wir diesen Fragen nachgehen, sei zunächst auf eine Untersuchung zur Jugendsprache hingewiesen, die in der Sprachwissenschaft viel Beachtung findet. Sie stammt von Jannis K. Androutsopoulos und trägt den Titel «Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen».¹⁶ Androutsopoulos beschreibt in diesem Buch die Regularitäten, die kennzeichnend für Jugendsprache sind. So geht er auf die Bildung neuer Wörter ein, auf die Verwendung feststehender Wortgruppen, auf Entlehnungen aus dem Englischen und auf typische Begrüssungs- und Verabschiedungsmuster.

Die einzelnen Aspekte wollen wir hier nicht behandeln, diese werden an anderer Stelle des Buches thematisiert (vgl. v. a. die Beiträge von Tobias Boppart, Saskia Röthlisberger und Fabian Probst). Worum es uns geht, ist, dass Androutsopoulos' Untersuchung zwar den Sprachgebrauch in Deutschland im Blick hat, dass die angeführten jugendsprachlichen Muster aber auch für die Deutschschweiz gelten. Bildlich gesprochen: Der Mörtel ist der gleiche, die Bausteine sind verschieden. Zwei Beispiele sollen dies verdeutlichen:

1. Jugendliche in der Deutschschweiz begrüßen sich häufig mit der Frage *Bisch fit?* Darauf folgt in der Regel die Antwort *Klar*, *Easy* oder *Immer*. Die Formulierung *Bisch fit?* ist angelehnt an *Bisch zwäg?*, was die unter Erwachsenen gängige Frage nach dem Wohlergehen ist. Gemeinsam haben beide Formulierungen, dass es Entscheidungsfragen, keine offenen Fragen sind, wie dies bei *Wie geht es dir?* der Fall ist. Unter deutschen Jugendlichen ist die analoge Frage wie *Bist du fit?* nicht üblich, hier hört man eher *Alles klar?* oder *Alles paletti?* Die Begrüßungsformeln unterscheiden sich also. Das ändert aber nichts daran, dass die Art und Weise der Begrüßung Parallelen aufweist (z. B. ritualisierte Begrüßungsformeln, Handschlag, Faustschlag, Umarmung, Küsschen). Die jugendtypischen Muster sind also gleich, das Wortmaterial ist verschieden.
2. Ein charakteristisches Merkmal im Sprechen von Jugendlichen ist das Spiel mit der Sprache, das Verfremden von Vertrautem, das Basteln am sprachlichen Material (= «Bricolage»). Hierzu gehören in Deutschland Sprüche wie *Hi – Wo?*, in der Deutschschweiz Äußerungen wie *Tue mi nöd produziere!* oder *Du chasch mi nöd schamponiere!*, in denen ein Wort bewusst durch ein anderes ersetzt wird. Auch Erika Werlen nennt in ihrer Arbeit «Jugendsprache zwischen Dialekt und Sprachenportfolio» ein Beispiel für eine solche Sprachbastelei. Sie berichtet, dass in einer Basler Schule der Übername *Mösch* für einen Schüler mit Namen *Moser* zu einem Adjektiv mit variablem Gebrauch wurde, die Schüler also beispielsweise davon sprachen, dass etwas *voll mösch* sei.¹⁷ Sprachspielereien dieser Art sind kennzeichnend für jugendliche Ausdrucksweisen in Deutschland und in der Deutschschweiz; lediglich das Wortmaterial unterscheidet sich, weil die kulturellen Bezüge andere sind, weil andere Medienstars, andere Werbesprüche und andere Dialekte eine Rolle spielen.

3.2 Besonderheiten Deutschschweizer Jugendsprache

Wenn nun aber die genannten Charakteristika für den gesamten deutschsprachigen Raum gelten, dann stellt sich natürlich die Frage, ob es darüber hinaus auch Merkmale gibt, die nur für den Sprachgebrauch der Jugendlichen in der Deutschschweiz gelten. Hier mag man sofort an den Gebrauch der Mundart denken. Doch allein aus der Tatsache, dass Jugendliche in der Deutschschweiz in fast allen Kommunikationssituationen Mundart sprechen, ergeben sich noch keine grundlegenden Unterschiede. Denn zum einen ist es auch in den deutschen Dialektgebieten üblich, dass Jugendliche im Umgang mit Freunden Dialekt sprechen, und zum anderen ist der Mundartgebrauch nichts, was in der deutschen Schweiz jugendspezifisch wäre. Wo liegen also die Unterschiede zum Sprachgebrauch deutscher Jugendlicher? Ein wichtiger Aspekt ist der folgende: Deutschschweizer Jugendliche sprechen nicht nur Mundart, sie schreiben auch häufig in Mundart. Auf diesen Punkt soll erst weiter unten eingegangen werden. Vorweg geht es um ein anderes Phänomen, das ebenfalls mit dem Mundartgebrauch zusammenhängt. Werfen wir dazu einen Blick in das Wörterbuch zur Deutschschweizer Jugend-

Bibe die (1. auffallende, attraktive Frau; 2. hochnäsige Frau) 1. honey, babe, looker; 2. snoutnose, tightarse Bimbe die (Rausch, Suff, Betrunkenheit) drunkenness Er bet e Bimbe. (Er hat einen Suff.) He is pissed, slammed, hammered, legless, four sheets to the wind. Bleger/Pleger der (Aas, Tierleiche, Idiot) eejit, moron, muppet, Jonny no-stars, twat bleger-/pleger- adv (sehr, besonders) extremely blegere/plegere vi (faulenzten, herumliegen) to laze around, hang lose, chill bö Interj (Ich hab keine Ahnung, Ich weiss es nicht.) I haven't got a clue. böre (bören) vi (snowboarden) to snowboard, to board bogehueschte (bogenhusten) vi (sich übergeben) to puke one's guts up	Bousi das (gut aussehende, attraktive Frau; auch als Ausruf: «Bousi!») good-looking, attractive woman, a sight for sore eyes, looker Bralli der (Prahler) show-off, loudmouth brötle (brötlein) vi (entspannen, herumsitzen) to hang around, to hang out, to chill (out) Brötler der (Egoist) ego(t)ist Er isch e Brötler. (Er ist ein Egoist.) He's an ego(t)ist. Buddle die (Flasche) stubbie (of beer), bottle (of coke) Chaufe mer en Buddle Coci? (Kaufen wir eine Flasche Cola?) Let's get a bottle of coke. büggle (bügeln) vi (arbeiten, schuften) to work, to slave away bündig adj (gut, o.k., positiv) grand, fits the ticket, excellent, wicked
---	---

Abbildung 1: PONS-Wörterbuch der Schweizer Jugendsprache 2002

sprache. In diesem Büchlein, das nur 82 Seiten umfasst, werden jugendsprachliche schweizerdeutsche Wörter und ihre standarddeutschen Entsprechungen angegeben sowie die englischen bzw. französischen Übersetzungen aufgelistet (vgl. als Beispiel Abb. 1). Im Vorwort gibt die Redaktion Informationen zum Entstehen des Wörterbuchs und zu typischen jugendlichen Ausdrucksweisen. Hier ist unter dem Stichwort «Gebrauchsveränderung» in Bezug auf die Wörter *chäch*, *gäch* und *pleger* Folgendes zu lesen:

«Im Hinblick auf die Deutschschweizer Sprachsituation erwähnenswert ist die semantische Neumotivierung typisch ländlich dialektalen Wortguts wie bei *chäch*, *gäch* und *pleger*. Letzteres geht mit einer Wortartenveränderung einher, ein weiteres typisches Muster sprachlicher Kreativität, das in der Jugendsprache beobachtet werden kann.»¹⁸

In der Wörterliste selbst steht für *chäch* die standarddeutsche Entsprechung «wild, mutig, ungestüm», für *gäch* «fantastisch, toll, genial, super». Ausserdem werden Beispielsätze genannt, in denen diese Wörter vorkommen: *Er cha chäch Schii fahre* (Er kann super Ski fahren, S. 14) und *D Party isch gäch gsi* (Die Party war geil, S. 21). Zu *pleger* bzw. *bleger* finden sich keine solchen Beispiele, hier wird nur das Substantiv *Bleger/Pleger* («Aas, Tierleiche, Idiot») angeführt und das daraus abgeleitete Adverb *bleger/pleger* («sehr, besonders») genannt (S. 12).

Nun überrascht es nicht zu erfahren, dass in der Deutschschweizer Jugendsprache ländliche, zum Teil veraltete Dialektwörter verwendet werden. Der Mundartgebrauch als solcher kann ja nicht dazu dienen, sich von der Sprache der Erwachsenen abzugrenzen, da diese auch Mundart verwenden. Eine Möglichkeit, die Norm zu durchbrechen, ist also, «andere» Dialektwörter zu verwenden – und dazu gehören eben solche, die nicht mehr im Gebrauch sind. Ob Jugendliche aber tatsächlich solche Wörter benutzen, ist eine Frage, die man nur beantworten kann, wenn Gespräche unter Jugendlichen auf Band aufgezeichnet werden, denn nur auf diese Weise erhält man authentisches Material. Die Vorgehensweise beim

Entstehen des Deutschschweizer Wörterbuchs war aber eine andere: Schüler und Schülerinnen aus dem 7. bis 13. Schuljahr wurden gebeten, «die markantesten Wörter <ihrer> Sprache aufzuzeichnen». Sie sollten sich als «Amateurlexikographen» betätigen.¹⁹ Die besten Vorschläge wurden ausgewählt, mit Preisen honoriert und im Wörterbuch veröffentlicht. Es handelt sich somit um Beispiele, die im Rahmen eines Wettbewerbs gesammelt wurden und möglichst originell sein sollten, die aber möglicherweise gerade deshalb nur einen geringen Verbreitungsgrad haben.

Betrachten wir daher noch eine weitere Arbeit zur Deutschschweizer Jugendsprache. Dabei handelt es sich um einen Aufsatz von Helen Christen, deren Ziel es war, herauszufinden, welche Verstärkungslexeme Jugendliche kennen (also z. B. *uu*, *krass*, *huere*, *extrem*, *geil*, *mega*, *rüüdig*, *ätzend*)²⁰. Dazu befragte sie 174 Jugendliche je einer neunten Schulklasse aus verschiedenen Deutschschweizer Orten. Ihren Fragebogen kommentiert sie folgendermassen:

«[Es] ist schwer abzuschätzen, inwieweit Jugendliche am Ende ihrer Schulzeit noch homogene Gruppen bilden oder bereits in sprachlich möglicherweise relevante Subgruppen aufgegliedert sind. Zudem sagt der erwähnte Fragebogen wenig über den tatsächlichen Gebrauch von Verstärkungslexemen aus, sondern weit mehr darüber, mit welchen Verstärkungslexemen sich die Jugendlichen identifizieren und welche Verstärkungslexeme dem Autostereotyp des jugendlichen Sprachgebrauchs entsprechen.»²¹

Helen Christen spricht hier den Umstand an, dass es nicht <die> Jugendsprache gibt, eben weil Jugendliche keine homogene Gruppe bilden, sondern je nach Musikgeschmack, Freizeitinteressen, Freundeskreis verschiedene sprachliche Ausdrucksweisen entwickeln. Ausserdem geht sie darauf ein, dass Jugendliche in solchen Befragungen Beispiele angeben, von denen sie meinen, dass sie typisch jugendsprachlich seien. Ob diese Beispiele tatsächlich verwendet werden, sei damit noch nicht belegt. Interessante Ergebnisse liefert eine solche Untersuchung aber dennoch, und zwar darüber, welche Wörter Jugendliche als typisch für <ihre> Sprache ansehen. So stellt Helen Christen fest, dass

«einige Schülerinnen und Schüler aus der Altdorfer Klasse nicht nur beispielsweise *scheisse* – wie ihre Kolleginnen und Kollegen andernorts – vermerken, sondern auch *u-määr* [...]. Vergleichbares ist auch in den Fragebögen der Hallauer Jugendlichen festzustellen. Drei geben *brää* als Verstärkungslexem an, das nicht gleichzeitig der Verwendung Erwachsener zugeschrieben wird.»²²

Auch diese Jugendlichen nehmen also alte Dialektwörter als jugendtypische Ausdrucksweisen wahr. Und sie verfügen über eine ganze Palette an Wörtern, die dazu dienen, ihre Aussage zu bekräftigen, zu intensivieren. Die Verstärkungslexeme, die im Einzelnen genannt werden, mögen sich unterscheiden; die Tendenz, solche Wörter zu verwenden, gilt aber zweifellos generell – und zwar für alle sozialen Schichten und nicht nur für die heutige Generation. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang die Untersuchung von Angelika Linke zur «Backfischsprache». Sie

wertete die Aufzeichnungen von sechs Mädchen aus dem gehobenen Schweizer Bürgertum aus, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Gruppen-Tagebuch führten. Auch diese Mädchen verwenden Verstärkungslexeme. Angelika Linke nennt unter anderem die folgenden Beispiele: *himmlisch, hinreissend, köstlich, überirdisch, über alle Kanone, famos, zum Krepieren*.²³

Solche Intensivierungsstrategien gibt es aber nicht nur auf der Ebene des Wortschatzes, sondern auch auf der lautlichen Ebene. So berichtet Martin Studer, der den Sprachgebrauch von Lehrlingen im Kanton Zürich untersuchte, von einer Form der «intensivierte[n] Artikulation». ²⁴ Als Beispiele nennt er Äusserungen wie *muesch s Züüg wider flüüüge laa, jetz häm mer dänn Pause!, so schön, iuuu, daas haisst Fäscht*. Hier wird jeweils der Langvokal gedehnt, um dem Gesagten mehr Nachdruck zu geben (vgl. die Schreibung *Züüg, flüüüge, schön, daas*). Weiter weist Studer darauf hin, dass die Jugendlichen häufig Unsicherheitswörter wie *äifach, äigetlich, irgendwo* verwendeten. Diese dienten dazu, die Aussage abzuschwächen. Es gibt also auch die gegenläufige Tendenz, neben der Intensivierung der Aussage die Verwendung von Vagheitsmarkern, die das Gesagte relativieren sollen. Wahrscheinlich zeigt gerade dieses Nebeneinander beider Ausdrucksmittel, in welchem Spannungsverhältnis sich Jugendliche befinden.

4 Schreiben in der Mundart

Viele Deutschschweizer Jugendliche verfassen SMS-Mitteilungen, E-Mails und Chatbeiträge im Dialekt. Ein Grund hierfür mag sein, dass es in der Mundart keine orthographischen Regeln gibt und man somit nichts falsch schreiben kann. Dieser Grund wird in der privaten Korrespondenz aber eine nachgeordnete Rolle spielen. Wichtiger ist etwas anderes: Wer dem anderen schreibt und häufig – wie z. B. im Chat der Fall – unmittelbar darauf Antwort bekommt, verbindet mit diesem Schreiben die Merkmale eines Gesprächs (vgl. auch die Bedeutung von *chatten*, «plaudern»). Und wie in einem privaten Gespräch auch, in dem es seltsam wäre, Standarddeutsch zu sprechen, neigen die Jugendlichen dazu, Mundart zu verwenden. Die Mundart, so die Meinung vieler, sei spontaner, echter, direkter; man könne auf diese Weise auch Emotionales viel besser zum Ausdruck bringen. Hier zeigen sich also wiederum die oben beschriebenen sprachideologischen Zuschreibungen, die aus der emotionalen Dominanz der Mundart resultieren. Helen Christen spricht in ihrem Beitrag mit dem Titel «Dialekt-Schreiben oder *sorry ech hassä Text schribä*» gar – analog zur Zweisprachigkeit – von einer «Zweischriftigkeit». Sie stellt fest:

«Es gibt heute in der Deutschschweiz vermutlich eine Gruppe von wohl vor allem jüngeren Menschen, die nicht nur in der Mündlichkeit über Dialekt und Standard verfügt, sondern auch in der Schriftlichkeit, und die vielleicht häufiger und mehr Dialekt als Standardsprache schreibt. Welche Auswirkungen diese Zweischriftigkeit eines Teils der

Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer auf das zukünftige Sprachleben hat, wage ich nicht zu prognostizieren.»²⁵

In der Tat ist es so, dass viele Jugendliche in der Deutschschweiz ihre privaten Mitteilungen in Mundart verfassen.²⁶ Dies wird durch die neuen Kommunikationsformen noch begünstigt, eben weil der schnelle Austausch von Mitteilungen einer natürlichen Gesprächssituation sehr nahe kommt und man in einem Gespräch Mundart verwenden würde. Andererseits gibt es auch Jugendliche, die betonen, das Schreiben in Mundart sei zu zeitaufwendig, die Standardschreibung gehe ihnen schneller von der Hand. Das gilt insbesondere für SMS-Mitteilungen, in denen die automatische Wortkennung ja nur Vorschläge in Standardschreibung macht und es mühsam ist, jedes neue Dialektwort dem Wörterbuch hinzuzufügen. Im Folgenden wird zur Illustration ein Beispiel für eine SMS gegeben, in der sich die Verfasserin für die Mundartschreibung entschieden hat (das Beispiel ist dem Beitrag von Bettina Braun in diesem Band entnommen).

(1)

Hey, häsch du dir überleit, öbd mal mit mir redsch? Du chasch doch nöds gfühl ha, dasd mit mir per sms schluss chasch mache, und meine, ichweli kei persönlichi erklärig!! Für dich ischs scho klar eifach, duliäbsch mi ja nüme, aber was isch mit mine gfühl?

Überträgt man diese SMS ins Kölsche, dann lautet sie folgendermassen (Übersetzung von Christa Bhatt, Mitarbeiterin der «Akademie für uns kölsche Sproch»):

(1')

Ey, häs de der üvverlaht, ov de ens met mer kalls? Du gläuvst doch nit em Äänz, dat do met mir per sms Schluss maache kanns, und meins, ich wollt doför kein Erklärung. För dich esdat jo ech einfach, do liebs mich jo ni'mih, ävver wat es met minge Geföhle?

Allerdings, und das sei nachdrücklich betont, würden jugendliche Dialektsprecher in Köln ihre SMS nicht auf diese Weise verschriften, es handelt sich um ein konstruiertes Beispiel. Dass dies in Deutschland nicht üblich ist, zeigt auch die Analyse einer Sammlung von 379 SMS aus verschiedenen deutschen Städten, die der japanische Linguist Manabu Watanabe zusammengestellt hat.²⁷ Darin findet sich keine einzige Nachricht in Dialekt, obwohl unter den Verfassern vermutlich auch Dialektsprecher sind. Zwar kommen in einigen Nachrichten dialektale Einsprengsel vor, diese sind jedoch deutlich als Stilisierungen zu erkennen, und es ist keineswegs sicher, dass die Verfasser dieser Nachrichten den Dialekt, den sie imitieren, tatsächlich auch sprechen. Das folgende Beispiel zeigt eine solche Stilisierung am Beispiel des Wortes *bierschen*:

(2)

Na habs ja gesagt ... da KANN ja gar nix schief gehen *küß* Trink na noch ein bierschen (man muss ja auch maln bierschen trinken ...) ²⁸

Hurra kein Churztst!!! Aber isch trotzdem langwilig!

Njaaa! Aber Mann, wenn sie ein wür mache wär sie ä dummi chue, jetzt wo sie keine Macht motzet mär au!

Abbildung 2: Ein Zetteldialog

Solche Stilisierungen treten nur vereinzelt auf, und wenn, dann haben sie meist die Funktion eines Sprachspiels. Dass Jugendliche in ihren SMS spontan und durchgängig Mundart verwenden, ist dagegen selten; in der Regel schreiben in Deutschland auch Dialektsprecher relativ standardnah. Ein weiteres authentisches Beispiel, die SMS einer Jugendlichen aus der Nähe von Offenburg/Baden-Württemberg, illustriert dies. Wie wir sehen, wird hier das Standarddeutsche zwar durch regionale Merkmale überlagert (*grad, mir, kucken*), die SMS ist aber nicht in Mundart verfasst, obwohl die Schreiberin Dialektsprecherin ist.

(3)

Hey bin grad bei nicole. Mir kucken grad fotos an. Ich hab j. Noch nicht gesehen nico wohnt nicht in sand wie lang fahrt ihr noch?

Kommen wir zurück zur Situation in der Deutschschweiz: Hier ist die Mundartschreibung nicht auf die SMS-, E-Mail- und Chatkommunikation beschränkt; auch private Postkarten, Briefe und Zettelnachrichten, wie sie in einer Schulstunde unter der Bank weitergereicht werden, werden häufig in Mundart geschrieben.²⁹ Auch dazu ein Beispiel, ein Zetteldialog zwischen zwei Schülerinnen (vgl. auch Abb. 2):

(4)

A: Hurra kein Churztst!!! Aber isch trotzdem langwilig!

B: Njaaa! Aber Mann, wenn sie ein wür mache wär sie ä dummi chue, jetzt wo sie keine macht motzet mär au!

Wie das Beispiel zeigt, werden auch von Mundartschreibern nicht alle Wörter in Mundart verschriftet. Wäre dies der Fall, so müsste im Beispiel (4, Abb. 2) z. B. *Churztst* (anstelle von *Churztst*) stehen. Es finden sich also häufig Reste standardsprachlicher Schreibweisen. Dies hängt damit zusammen, dass Schreibroutinen bereits so verfestigt sind, dass sie in der Mundart beibehalten werden. Ohnehin gibt es im Rahmen der Mundartschreibung eine beträchtliche Variation. Einige Schreiber streben eine möglichst genaue Lautwiedergabe an, andere

dagegen wählen solche Strategien, die lediglich anzeigen sollen, dass Mundart intendiert ist.³⁰ Zum Vergleich folgt wiederum ein Beispiel aus Deutschland. Die Zettelnachrichten, die von zwei Schülerinnen aus dem Rheinland geschrieben wurden, sind zwar in einem sehr kolloquialen Deutsch verfasst, als Basis dient aber die Standardsprache:

(5)

A: Ey Mausi. Was ist los mir dir? Lass die Lehrer doch labern. H.D.G.D.L.F.I.U.E.

B: Ich fiende das nur unfer von den lehrern und ich werde das auch meiner Mutter sagen und auserdem möchte ich schon lange die Schule wegseln. H.D.G.D.L.F.I.U.E.

Die Abkürzung *H.D.G.D.L.F.I.U.E.* steht hier für *Hab dich ganz doll lieb für immer und ewig*. Eine solche Abkürzungsschreibung erinnert an die SMS-Kommunikation. Wie wir an diesem Beispiel sehen, werden Abkürzungen aber nicht nur verwendet, um Zeichen zu sparen, sondern auch, um anzuzeigen, dass man zur «Peergroup» (= Gruppe von Gleichgesinnten) gehört, dass man weiss, welche Schreibungen «in» sind. Denn zum einen muss man in einer Zettelnachricht keine Zeichen sparen, zum anderen hätte es in diesem Fall genügt, nur *H.D.L.* (= *hab dich lieb*) zu schreiben. In der Deutschschweiz würde man an dieser Stelle vermutlich *H.D.M.F.G.* lesen (*Ha di mega fescht gern*).³¹

An dieser Stelle ist noch wichtig anzumerken, dass es nicht nur Jugendliche sind, die ihre privaten Mitteilungen in Mundart verfassen. Dass die Mundartschreibung dennoch vor allem bei Jugendlichen zu beobachten ist, hängt damit zusammen, dass diese im privaten Bereich viel öfter schreiben, als es Erwachsene tun. So zeigt die jährlich durchgeführte Studie «Jugend, Information, (Multi-) Media», dass Jugendliche ihr Handy fast ausschliesslich zum Verschicken von SMS und nicht mehr zum Telefonieren nutzen.³² Bei Erwachsenen ist dies (noch) nicht der Fall. Angemerkt sei auch, dass es natürlich schon immer Texte gab, die in Mundart verfasst wurden (z. B. Mundartdichtung, Werbeanzeigen, Todesanzeigen). Neu ist aber, dass durch den Einzug der neuen Medien die schriftliche Alltagskommunikation enorm zugenommen hat – und damit eben auch das Mundartschreiben.

Im Geschriebenen verwenden Deutschschweizer Jugendliche wie auch Erwachsene die Mundart in der Regel aber nur dann, wenn sie sich in einer Kommunikationssituation befinden, die in der linguistischen Forschung als «Sprache der Nähe» charakterisiert wird. Darunter versteht man einen informellen Sprachgebrauch, der unter anderem aus der Vertrautheit der Kommunikationspartner, ihrer raumzeitlichen und sozialen Nähe und der Privatheit des Kommunikationsanlasses (z. B. ein Gespräch in der Familie am Mittagstisch) resultiert.³³ Für die «Sprache der Distanz» gelten diese Bedingungen nicht, es ist ein eher formeller Sprachgebrauch, der verwendet wird, wenn sich die Kommunikationspartner fremd sind, wenn der Anlass der Kommunikation ein öffentlicher ist (z. B. ein

wissenschaftlicher Vortrag), wenn keine raumzeitliche Nähe zwischen den Kommunikationspartnern besteht (z. B. im Brief). Legt man diese terminologische Unterscheidung in Sprache der Nähe und Sprache der Distanz zugrunde, dann kann man die Entwicklung, die sich derzeit in der Deutschschweiz abzeichnet, genauer beschreiben: Am Nähepol beginnt sich die Zuordnung Mundart (gesprochen) und Standarddeutsch (geschrieben) aufzulösen, am Distanzpol dagegen (noch) nicht. Hier wird weiter Mundart gesprochen und Standarddeutsch geschrieben (z. B. im Geschäftsbrief über E-Mail).

Der Mundartgebrauch resultiert aber nicht nur daraus, dass sich die Schreiber in einer privaten Kommunikation befinden und der Schreibanlass informeller Natur ist. Ein anderer Punkt ist ebenfalls wichtig zu betonen: Mit dem Schreiben in Mundart soll gerade eine Atmosphäre von Vertrautheit und Nähe geschaffen, ein nächsprachlicher Kontext inszeniert werden. Möglich ist auch, dass damit Gruppenzugehörigkeit signalisiert werden soll. Es wäre also falsch anzunehmen, dass das Schreiben in Mundart lediglich ein Reflex ist, der sich in einer Nähesituation einstellt; es kann auch ganz gezielt als Stilmittel eingesetzt werden.³⁴

Warum ist es nun aber so, dass der Mundartgebrauch vor allem unter jugendlichen Schreibern zu beobachten ist, wenn dies doch generell ein Merkmal des Näheschreibens ist? Dies hängt sicher damit zusammen, dass Jugendliche mit Normen anders umgehen als Erwachsene. Es liegt aber auch daran, dass sie, wie bereits erwähnt, weitaus häufiger nächsprachliche Texte verfassen als Erwachsene. So schreiben Jugendliche nicht nur mehr SMS-Texte als Erwachsene, viele verbringen auch einen grossen Teil ihrer Freizeit mit dem Instant Messaging, einer neuen Kommunikationsform in einem privaten Chatraum unter Freunden.³⁵ Hier kommunizieren sie miteinander, wie sie es ansonsten über das Telefon oder im direkten Gespräch täten – aber über das geschriebene Wort. Mehr noch als beim Schreiben einer Zettelnachricht, einer SMS oder einer E-Mail tritt in diesen Chaträumen das dialogische Moment stark in den Vordergrund: Die Jugendlichen unterhalten sich miteinander fast wie auf dem Pausenplatz, im Sportverein oder im Ausgang. Und dass sie in einer solchen Kommunikationssituation die Mundart bevorzugen, überrascht nicht.³⁶

5 Entlehnungen aus dem Englischen

Dass Jugendliche besonders gerne Anglizismen verwenden, hört und liest man immer wieder. So beginnt ein Artikel in der «Weltwoche», dessen Thema der aktuelle Sprachwandel im Schweizerdeutschen ist, folgendermassen:

«*Scheisse!*, sagen die *Kids*, wenn nicht *shit* oder *fuck*. Findet man etwas gut, dann ist es *mega* oder *super*. Und nachdem Sarah ihrem *Boyfriend* am *Handy* mitgeteilt hat, dass sie vor dem *Fooden* noch rasch ins *Fitness* geht, *okay?*, verabschiedet dieser sich mit einem *Tschau* oder *Tschüssli*, vielleicht auch mit *easy*.»³⁷

Auch die Herausgeber des PONS-Wörterbuchs zur Schweizer Jugendsprache schreiben im Vorwort: «Die anglophone Kultur übt einen starken Einfluss auf die Deutschschweizer Jugendsprache aus.»³⁸ Der Anteil der im Wörterbuch aufgelisteten Anglizismen hält sich aber – insbesondere wenn man bedenkt, dass solche Wörterbücher eine Sammlung hochgradig stereotypisierter Ausdrücke darstellen – in Grenzen: Nur etwa jedes zehnte Stichwort ist aus dem Englischen entlehnt oder vom Englischen geprägt. Damit ist der Anteil sogar noch etwas geringer als beim bundesdeutschen Pendant aus dem Jahr 2003 (dort liegt der Anglizismenanteil bei knapp 12 %).³⁹ Einige der gezählten Wörter – *kuhl* (*cool*), *tschegge* (*checken*), *Turi* (*Tourist*) – können auch kaum (mehr) als spezifisch jugendsprachlich eingestuft werden. Welche Rolle spielt der Einfluss des Englischen also tatsächlich auf die Jugendsprache im Allgemeinen und auf die Sprache Deutschschweizer Jugendlicher im Besonderen?

5.1 Anglizismen im Sprachgebrauch Jugendlicher

Der zweite Teil der Frage ist nur schwer zu beantworten, denn der Gebrauch von Anglizismen durch Deutschschweizer Jugendliche wurde bislang kaum wissenschaftlich untersucht. Das ist auch kaum verwunderlich, wenn man die Forschungslage zur Verwendung englischer Entlehnungen in der Deutschschweiz insgesamt betrachtet: So gut der Einfluss des Englischen auf das Deutsche mittlerweile erforscht ist⁴⁰, so wenig Literatur gibt es zur spezifischen Situation in der Deutschschweiz.⁴¹ Die meisten Arbeiten stellen die Situation in der Bundesrepublik Deutschland in den Mittelpunkt, die sich aber (trotz vieler Gemeinsamkeiten) nicht uneingeschränkt auf die Schweiz und auf Österreich übertragen lässt, und sie stützen sich dementsprechend auf bundesdeutsche Daten.

Die wenigen wissenschaftlichen Untersuchungen, die zur Verwendung von Anglizismen in der Deutschschweiz vorliegen, basieren grösstenteils auf älteren Quellen.⁴² Aus ihnen lassen sich also kaum Rückschlüsse auf den gegenwärtigen Gebrauch von Anglizismen im Allgemeinen und erst recht nicht auf die Verwendung durch Deutschschweizer Jugendliche im Besonderen ziehen. Peter Dalcher, einer der wenigen Forscher, die sich dem Thema überhaupt wissenschaftlich genähert haben, warnt jedenfalls vor vorschnellen Schlüssen. Er verweist auf eine unveröffentlichte (allerdings ebenfalls beinahe 20 Jahre alte) Lizentiatsarbeit zum «Gebrauch von Anglizismen im gesprochenen Schweizerdeutsch», die im Jahr 1987 an der Universität Freiburg entstanden ist. Der Verfasser dieser Arbeit kommt zu dem Schluss, «dass Jugendliche weniger Anglizismen brauchen, als gemeinhin angenommen wird».⁴³ In einer weiteren Arbeit, einer Zürcher Dissertation aus dem Jahr 2002, wird untersucht, inwieweit Schweizer Jugendliche (aus Rothenthurm/SZ und Zürich) Anglizismen kennen, die in der deutschen Jugendzeitschrift «Bravo» verwendet werden. Dabei hat sich gezeigt, dass die 173 befragten Schüler zwischen 12 und 14 Jahren die Bedeutung vieler Anglizismen ohne den umgebenden Text nicht angeben konnten, was zumindest darauf hindeutet,

dass sie viele der von den «Bravo»-Redakteuren als «jugendlich» angesehenen Ausdrücke selbst nicht aktiv gebrauchen.⁴⁴

Andererseits jedoch ist nicht von der Hand zu weisen, dass gerade die Bereiche, in denen Anglizismen vergleichsweise häufig vorkommen, im Leben vieler Jugendlicher eine wichtige Rolle spielen, nämlich (Jugend-)Kultur, Musik, Sport sowie insbesondere Technik und neue Medien. Dass die Jugendlichen die entsprechenden Bezeichnungen – häufig handelt es sich um Fachsprachliches – übernehmen, liegt zumindest nahe. Allerdings gibt es für viele dieser Anglizismen standarddeutsche und mundartliche Entsprechungen. Der *Computer* etwa ist je nach Situation mal der *Rechner*, mal die *Kiste* (bzw. *d Chischte*) – welches Wort jeweils gewählt wird, hängt von verschiedenen Faktoren ab, z. B. von der Situation, dem Gesprächspartner oder der vorherrschenden Stimmung. Darüber, wie häufig und in welchen Situationen die Jugendlichen in der Deutschschweiz also tatsächlich Anglizismen verwenden, kann beim derzeitigen Forschungsstand nur spekuliert werden.

Für Deutschland dagegen ist das Thema besser erforscht. So widmet etwa Janis Androutsopoulos, wie bereits erwähnt, den Entlehnungen aus dem Englischen ein umfangreiches Kapitel seiner Arbeit.⁴⁵ Darin stellt er eine Reihe ganz verschiedener Formen von Entlehnungen zusammen. Neben den klassischen Formen von Wortentlehnungen vom Typ *Bike* sind dies vor allem

- Entlehnungen aus Sprachgebrauchsformen, die nicht dem englischen Standard (sondern bspw. einem «Slang») zugehören (*aggro*, *gangsta*, *nigazz*),
- so genannte «Gesprächswörter» und «Formeln», zu denen Androutsopoulos neben Begrüßungsformeln auch Ausrufe wie *bullshit!* und Sprechhandlungsformen wie *thanx* rechnet,
- komplexe Wortverbindungen («Phraseme») wie *check it out!* und Slogans wie *Think globally act locally*,
- satzinterne Sprachwechsel («Code-Switching») wie etwa in *Nicht schlecht, but not good enough*,
- die spielerische Vermischung beider Sprachen innerhalb eines Satzes (z. B. [Die Musiker von] *Cathedral jedenfalls smashen mich nicht to the floor*; vgl. auch *Was got up?*⁴⁶ aus dem schweizerdeutschen PONS-Wörterbuch).

Androutsopoulos weist weiter darauf hin, «daß unter Jugendlichen eine ganz gezielte, selektive Übernahme von Anglizismen stattfindet».⁴⁷ Das betrifft sowohl die Bereiche, *aus denen* als auch die, *in welche* entlehnt wird. Denn häufig handelt es sich, wie die angeführten Beispiele bereits zeigten, um Szenevokabular. Deshalb betrachtet Androutsopoulos die Entlehnung unter Jugendlichen auch weniger als Übernahme sprachlicher Elemente aus innersprachlichen Gründen (etwa, um eine Lücke im Wortschatz zu füllen) oder aus stilistischen Gründen (z. B. Originalität), sondern in erster Linie als «Kulturtransfer»: Mit den sprachlichen

Elementen versuchen die Jugendlichen bestimmte kulturelle Lebensformen zu entlehnen. Der «sozial-symbolische Stellenwert der entlehnten Sprachelemente» ist damit, wie Androutsopoulos betont,

«auf den Stellenwert der gesamten entlehnten Kultur zurückzuführen. Geht man davon aus, daß Jugendkulturen als Vorbild und zugleich als Abgrenzung von anderen sozialen und Altersgruppen fungieren [...], so wären Anglizismen ebenfalls im Licht dieser Dichotomie zu betrachten: als Kennzeichen von spezifischen Lebenswelten und Interessen einerseits, als Mittel der gruppensprachlichen Abgrenzung andererseits.»⁴⁸

Viele der verwendeten Anglizismen dienen also dazu, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder Szene anzuzeigen, es handelt sich um soziale bzw. kulturelle «Marker».⁴⁹ Sie signalisieren daher auch in erster Linie kulturelles Wissen. Damit ist, wie Androutsopoulos richtig feststellt, «die Grundlage der Abgrenzung [...] nicht die Kompetenz der Fremdsprache, sondern das Kulturwissen, das hinter den Entlehnungen steckt».⁵⁰ Die Verwendung des szenespezifischen *pimp* («aufmotzen») aus der Hip-Hop-Kultur erfüllt insofern die gleiche Profilierungs- und Abgrenzungsfunktion wie die Verwendung des deutschen *saugen* («herunterladen») aus der Computerszene. Um «dazuzugehören», muss man nicht nur das Wort, sondern auch sein kulturelles Umfeld, seine Verwendungsweise usw. kennen. Deshalb ist das häufig beklagte «Verständnisproblem», das durch bestimmte Ausdrücke entsteht, nicht in erster Linie ein Problem mangelnder Fremdsprachen-, sondern vielmehr mangelnder (Sub-)Kultur- bzw. Szenekenntnisse. Gerade durch den spielerischen, kreativen Umgang mit den Entlehnungen kann dieses Wissen sehr gut unter Beweis gestellt werden. Wer etwa Zitate aus Songtiteln und Filmen oder Slogans spielerisch verfremdet, demonstriert damit Souveränität im spezifischen (sub-)kulturellen Umfeld. Die Übertragung (grapho-)stilistischer Eigenheiten – etwa vom Black English des amerikanischen Hip-Hop auf Schweizer Mundart (*ashtändig*, *sheentz*⁵¹) – sowie die oben erwähnte spielerische Vermengung zweier Sprachen oder auch die teilweise strikte Übersetzung von Anglizismen (*das saugt!* nach *this sucks!*; «das nervt»/«das ist schlecht») stellen besonders wirksame Strategien dieser Demonstration kulturellen Wissens dar.

Auch wenn zu bedenken ist, dass die Untersuchung von Androutsopoulos sich vor allem auf die Texte von Szenemagazinen («Fanzines») bezieht, in denen all diese Funktionen eine besondere Rolle spielen, so lassen sich daraus doch allgemeine Schlüsse für die Funktionen von Entlehnungen (aber auch von szenegruppen- und fachspezifischem Wortschatz insgesamt) ziehen: Die Verwendung bestimmter Formen dient der Stiftung von Gemeinschaft und symbolisiert Status. Das ist allerdings auch der Grund für die häufig kurze Lebensdauer des jeweiligen Vokabulars, denn natürlich sind diese sprachlichen Statussymbole auch für Jugendliche, die sich nicht zu den spezifischen Szenen rechnen, sowie für Medien und Werbung interessant. Sie werden daher gerne von diesen Gruppen übernom-

men und verbreitet (und erlangen zumeist erst dann öffentliche Aufmerksamkeit). Damit verlieren sie jedoch zugleich ihren exklusiven Wert für die Szene selbst, die sich entweder nach neuen Formen des gruppenspezifischen Ausdrucks umsehen muss oder versuchen kann, den «richtigen Gebrauch» für sich zu reklamieren. Ein Wörterbuch wie das PONS-Wörterbuch der Schweizer Jugendsprache, das jugendspezifische Ausdrücke (wenn es sich tatsächlich um solche handelt) einer breiteren Öffentlichkeit erklären will, beraubt die Wörter, die es verzeichnet, also immer auch ein Stück weit ihrer Funktion. Sobald sie im Wörterbuch nachzulesen sind, sind sie in ihrem ursprünglichen Verwendungszusammenhang schon gar nicht mehr zu gebrauchen.

5.2 Unterschiede im Anglizismengebrauch in der Deutschschweiz, in Deutschland und in Österreich

Viele der im vorangehenden Abschnitt angestellten Beobachtungen sind sicherlich auf die Deutschschweiz übertragbar, denn die Jugendkulturen in Deutschland und der Schweiz ähneln sich bis zu einem gewissen Grad. Tatsächlich finden sich die von Androutsopoulos beschriebenen Phänomene, wie die Beiträge in diesem Band zeigen, auch im Sprachgebrauch Deutschschweizer Jugendlicher.⁵² Bei allen Gemeinsamkeiten sollte man aber die Unterschiede zwischen den beiden Sprachgemeinschaften nicht vergessen, die sich gerade auch im Gebrauch von und im Umgang mit Entlehnungen zeigen. Schon bei oberflächlicher Betrachtung lässt sich nämlich feststellen, dass das Reservoir von Entlehnungen in der Deutschschweiz und in Deutschland nicht vollständig identisch ist. Einem deutschen Sprecher fallen bestimmte Anglizismen, die in der Deutschschweiz relativ gebräuchlich sind, sofort auf, da sie in Deutschland weniger oder gar nicht üblich sind. Das Verb *fooden* («essen») aus dem Eingangszitat dieses Abschnitts, das es in dieser Bedeutung auch im Englischen nicht gibt, ist dafür ein Beispiel. Andere Wörter werden zwar auch in Deutschland gebraucht, jedoch nicht in dieser Form, so etwa *easy* als Antwort auf eine Entschuldigung.⁵³

Unterschiedliche Präferenzen (die innerhalb der Schweiz jedoch regional variieren) gibt es zum Teil auch in der Aussprache (bspw. *Cup*: [kœp] vs. [kap] und *Handout*: [hændaut] vs. [həntaut]), bei der Wahl des grammatischen Geschlechts (*das* oder *die E-Mail*) und bei der Wortbildung. Das klassische Beispiel hierfür sind die schweizerdeutschen Verbbildungen auf die Endung *-ieren* (*parkieren*, *grillieren* gegenüber *parken*, *grillen*), die in Deutschland für Anglizismen nicht verwendet werden (in der Schweiz bei Neuentlehnungen aber auch nicht mehr).⁵⁴ Die Basler Linguistin Regula Schmidlin bezeichnet solche Phänomene, da sie in der Deutschschweiz *signifikant* häufiger auftreten als in Deutschland und Österreich, als «Frequenz-Anglo-Helvetismen». ⁵⁵ Umgekehrt gibt es jedoch, wie Schmidlin in ihrer Untersuchung zeigt, auch «Frequenz-Anglo-Teutonismen» und «Frequenz-Anglo-Austriazismen», Anglizismen also, die in Deutschland bzw. Österreich häufiger auftreten als in der Deutschschweiz.



Abbildung 3: Werbung in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich

Auch die Werbung macht Unterschiede zwischen den drei Sprachgemeinschaften. So wirbt etwa die Schnellrestaurantkette McDonald's in Deutschland mit dem Slogan *ich liebe es* um die Gunst der vornehmlich jugendlichen Kunden, in Österreich und der Schweiz hingegen mit *i'm lovin' it* (vgl. Abb. 3). Es ist zu vermuten, dass die Sprachwahl der jeweils zuständigen Marketingagenturen dabei zumindest implizit⁵⁶ von der spezifischen jugendkulturellen Situation in den drei deutschsprachigen Zentren geprägt ist. So war in der Zeit, in der der Slogan verbreitet wurde, deutschsprachiger Hip-Hop unter Jugendlichen in Deutschland sehr beliebt. Der Slogan *ich liebe es* passte also sehr gut in das aktuelle jugendkulturelle Umfeld. In Österreich und der Schweiz war der deutschsprachige Hip-Hop zwar ebenfalls populär, doch bildete sich hier eine eigenständige Form heraus: Der Schweizer Hip-Hop verwendet erwartungsgemäss nicht Standarddeutsch, sondern Mundart. *Ich liebe es* wäre also von Schweizer Jugendlichen als deutschländisch interpretiert worden und hätte – auch aufgrund des geringen Prestiges der Standardsprache – die intendierte Wirkung verfehlt. Da die entsprechenden Übersetzungen *I has uu gern* und *Ich liäbs* wohl keine echten Alternativen darstellten – keine dieser Übersetzungen verweist in gleicher Weise auf die Hip-Hop-Kultur wie das deutsche *ich liebe es* oder das englische *i'm lovin' it* –, bot sich hier eher die englische Version an.

5.3 Zur Verwendungshäufigkeit von Anglizismen

Unterschiede im Gebrauch von Anglizismen gibt es also zweifellos. Wie sieht es aber mit der Verwendungshäufigkeit aus? In der Schweizer Literatur findet man immer wieder die Vermutung, dass das Schweizerdeutsche mehr Anglizismen enthalte als das deutschländische und das österreichische Deutsch.⁵⁷ Diese Vermutung stützt sich aber nur auf persönliche Eindrücke und Hypothesen, nicht auf empirische Vergleiche. Als Grund für die Vermutung wird häufig angeführt, dass die Deutschschweizer aufgrund der Mehrsprachigkeit ihres Landes und ihres daraus resultierenden häufigeren Kontakts mit fremden Sprachen offener gegenüber Entlehnungen seien. Tatsächlich scheinen, wie Untersuchungen zeigen, Schwei-

zer (und insbesondere Deutschschweizer) Sprecher gegenüber Anglizismen und dem Englischen als Weltsprache (ja sogar als möglicher Verständigungssprache zwischen den Schweizer Sprachgemeinschaften) tendenziell offener zu sein als deutschländische Sprecher.⁵⁸ Ob sich dies jedoch tatsächlich in einem häufigeren Anglizismengebrauch niederschlägt, ist fraglich. Zudem ist die Perspektive auf die eigene Sprache immer sehr subjektiv, denn bezeichnenderweise sind auch sehr viele Deutsche davon überzeugt, dass das deutschländische Deutsch (aufgrund einer «nationalen Identitätsstörung» infolge des Zweiten Weltkriegs) die meisten Anglizismen aufweise. Übrigens wird in Deutschland genau umgekehrt argumentiert: Ein regelmässiger Kontakt mit fremden Sprachen, so heisst es dort, führe dazu, dass seltener Entlehnungen verwendet würden, da die Sprecher dann die einzelnen Sprachen genauer zu unterscheiden wüssten.⁵⁹

Systematisch verglichen wurde der Anglizismengebrauch in Deutschland, Österreich und der Schweiz bislang aber nur selten, zuletzt von Regula Schmidlin in ihrer bereits genannten Arbeit. Sie untersuchte, wie häufig eine von ihr zusammengestellte Menge von 2200 Anglizismen auf deutschen, schweizerischen und österreichischen Internetseiten vorkommt. Die Ergebnisse sind nicht besonders spektakulär: Keine der drei Sprachgemeinschaften entlehnt signifikant häufiger aus dem Englischen als die anderen beiden. Allein die Schweiz ist, wie Schmidlin festhält, «leicht aufnahmefreudiger [...] als die anderen beiden deutschsprachigen Länder».⁶⁰ Sieht man sich jedoch an, in welchen Bereichen dies der Fall ist, muss man auch diesen Befund noch relativieren, denn bei den meisten Frequenz-Anglo-Helvetismen (24 %) handelt es sich um Sportanglizismen (*shooten*, *Goal*, *Hockey*, *Penalty*, *Corner* usw.). Die meisten Sportanglizismen aber sind schon sehr alt, und dass sie in Deutschland gegenwärtig seltener oder gar nicht verwendet werden, liegt nicht daran, dass die Deutschen sie nicht auch entlehnt hätten. Tatsächlich wurden beispielsweise die Fussballanglizismen, wie in der Schweiz auch, mit dem Spiel Ende des 19. Jahrhunderts importiert und zunächst auch verwendet. Allerdings wurden sie in Deutschland im Laufe des ersten Viertels des 20. Jahrhunderts grossteils durch deutsche Ausdrücke ersetzt. Dies war das Ergebnis einer gezielten sprachplanerischen Lobbyarbeit des 1885 gegründeten *Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* (ADSV), der Verdeutschungslisten zu vielen Themenbereichen herausgab und einen nicht geringen Einfluss auf Verbände wie den Deutschen Fussball-Bund und andere private wie staatliche Organisationen hatte. So nahm der Deutsche Fussball-Bund die Übersetzungsvorschläge des ADSV im Jahr 1905 offiziell an und setzte den Gebrauch der deutschen Ausdrücke in den angeschlossenen Verbänden und Vereinen durch. Vollständig verdrängt wurden die Fussballanglizismen dadurch allerdings nicht. Viele Entlehnungen werden, etwa aus Gründen stilistischer Variation, weiterhin neben den Übersetzungen verwendet (so etwa *Mannschaft* und *Team*, *Schiedsrichter* und *Referee*). Auf die Lobbyarbeit des ADSV geht in Deutschland übrigens auch die Übersetzung vieler französischer Entlehnungen zurück, die in der Deutschschweiz heute

noch verwendet und mittlerweile als «typisch schweizerisch» angesehen werden, etwa Post- und Bahnbezeichnungen (*Couvert*, *Perron*, *Coupé*, *retour*), aber auch das *Velo* und das aus dem Englischen entlehnte *Tram*.⁶¹

Dass die Sportanglizismen in der Schweiz verbreiteter sind, hängt also zu einem grossen Teil damit zusammen, dass der ADSV hier keinen Einfluss hatte. Zwar wurde in der Schweiz 1904 der *Deutschscheizerische Sprachverein* (DSSV) gegründet, der stark mit dem ADSV sympathisierte. Sein Einfluss war jedoch wesentlich geringer. Hinzu kam, dass viele Schweizer den Verdeutschungsvorschlägen aus Deutschland sehr reserviert gegenüber standen und lieber aus dem Englischen und Französischen als aus dem deutschländischen Deutsch entlehnen wollten. Die in der Schweiz, im Gegensatz zu Deutschland, nicht übersetzten Fremdwörter wurden in diesem Zusammenhang recht schnell zu Schweizer Spracheigentümlichkeiten (und zu Bestandteilen einer spezifisch Deutschscheizer Sprachidentität) stilisiert.⁶² Die Deutschscheiz ist also nicht aufnahmefreudiger als die anderen deutschsprachigen Länder, sondern allenfalls weniger aktiv in Sachen gezielter Verdeutschung. Dieser Befund wird auch durch die Dissertation von Dunja Schelper aus dem Jahr 1997 gestützt, die den Anglizismengebrauch in deutschsprachigen Ländern (Schweiz, Bundesrepublik Deutschland, DDR und Österreich) systematisch verglichen hat. Schelper analysiert den Anglizismengebrauch von vier überregionalen Tageszeitungen im Zeitraum von 1949 bis 1989 («Die Welt», «Neues Deutschland», «Die Presse», «Neue Zürcher Zeitung»). Das Ergebnis:

«Zahlenmässig zeichnen sich die vier Zeitungen durch eine frappierende Ähnlichkeit in allen globalen Dimensionen der Anglizismenbenutzung (Gesamtzahl, Anstieg, Bereiche, Entlehnungsarten) aus. Weder geographische noch politische Grenzen führen demnach zu Unterschieden im Gesamtbild.»⁶³

In ihren Detailuntersuchungen weist auch Schelper auf leichte Präferenzunterschiede hin, insbesondere im Gebrauch der Sportanglizismen. Damit stützt sie Schmidlins Resultate.

5.4 Anglizismen und Mundart

Am Beispiel der Sportanglizismen lässt sich aber noch eine weitere Besonderheit des Anglizismengebrauchs in der Deutschscheiz zeigen, die Schmidlin und Schelper aufgrund ihrer Quellenwahl vernachlässigen mussten: die Entlehnung aus dem Englischen in die Mundart. Wörter wie *tschutte* (von *to shoot*), *Goali* (nach *goalkeeper*) oder *snöbe/böre* (nach *snowboarden*), die oftmals gar nicht mehr mit dem Englischen in Verbindung gebracht werden, zeigen, wie üblich solche Wortbildungen sind. Zwar werden auch in Deutschland Anglizismen in den Dialekten verwendet, aufgrund der grösseren Verbreitung und des höheren Status der Mundart in der Deutschscheiz kann man dies jedoch nicht miteinander vergleichen.

Hinzu kommt, dass die Mundart, wie in Abschnitt 4 gezeigt wurde, in der Schweiz insbesondere unter Jugendlichen immer häufiger verschriftet wird. In diesem Zusammenhang werden Anglizismen zum Teil radikal an die Dialektschreibung angepasst. Wie populär dieses Verfahren ist, zeigt wiederum das PONS-Wörterbuch, in dem sich fast nur dialektal verschriftete Anglizismen finden: *abgspeist* (*abgespaced*), *böre* (*snowboarden*), *fude* (*fooden*), *bögge* (*pucken* «begreifen»), *scheike* (*shaken*), *tschegge* (*checken*), *kuhl* (*cool*) usw. Das mag zwar zum Teil sprachspielerischen Charakter haben, es könnte darüber hinaus jedoch auch der Integration der Entlehnungen förderlich sein. So wurde in der Sprachwissenschaft oft beklagt, dass der (von Natur aus) konservative Charakter von Rechtschreibnormen und insbesondere der spezifische Umgang des Deutschen mit der Fremdwortschreibung die Eingliederung von Fremdwörtern in das Deutsche verhindere und sie geradezu als «fremd» brandmarke.⁶⁴ In diesem Zusammenhang könnte der ungezwungene Umgang Deutschschweizer Jugendlicher mit der Fremdwortschreibung vielleicht zu einer «Ent-Fremdung» im positiven Sinne beitragen.

6 Das Sprechen mit «fremder Stimme»

Da in der Deutschschweiz in nahezu allen informellen Kommunikationssituationen Mundart gesprochen und in vielen, wie wir gesehen haben, auch geschrieben wird, können die Jugendlichen die Mundart nicht auf dieselbe Weise nutzen, wie dies Jugendliche in Deutschland tun. So kann ein deutscher Jugendlicher, der Standarddeutsch schreibt, seine E-Mail mit einem dialektalen Gruss beginnen (z. B. *Tach, moin, nabend*) und damit eine informelle Schreibweise markieren. Oder er verwendet einzelne Dialektwörter, um seinen Emotionen Ausdruck zu verleihen (vgl. *Das jibbet doch jar nit!*), schreibt dann aber in Standarddeutsch weiter. Schweizer Jugendliche, die im privaten Umfeld durchgängig Mundart sprechen und häufig auch Mundart schreiben, haben diese Möglichkeit nicht, sie müssen auf andere Mittel zurückgreifen, um in ihren Äusserungen etwas als auffällig zu markieren. Lorenz Hofer sagt dies in seinem Aufsatz mit dem Titel «Exgüsi – Easy» deutlich: «Die Distanz zur Standardsprache hat [...] für die Alltagssprache keinen Markierungscharakter, sie ist in jedem Fall gegeben.»⁶⁵

6.1 Verwendung «fremder» Ausdrucksmittel

Mit welchen sprachlichen Mitteln kann nun aber ein solcher Markierungscharakter hergestellt werden? Eine Möglichkeit ist das Sprechen mit «fremder Stimme», der Gebrauch von Ausdrucksmitteln, die nicht zur eigenen Sprachidentität gehören. So stellen Helen Christen, Doris Tophinke und Evelyn Ziegler, die diesen Terminus gebrauchen, in ihrer Arbeit zum Thema «Chat und regionale Identität» fest, dass Schweizer Jugendliche im Chat ihnen fremde Begrüßungsformeln wie *Tach, Moin, Namd* verwendeten, um durch dieses Sprechen mit «fremder

Stimme» den eigenen Redebeitrag interessant, unterhaltsam und manchmal auch provozierend zu gestalten. Als Beispiele führen sie die Chatmitschnitte an, die in (6) und (7) wiedergegeben werden.⁶⁶ Dass es sich dabei tatsächlich um Schreiber handelt, die aus der Deutschschweiz und nicht aus Deutschland stammen, sieht man jeweils am Ende des kurzen Dialogs:

(6)

<A> tach tina kannst du noch auf online schalten?

 ja stell dir vor

<A> ok, find ich guet

 ond was machsch so?

<A> ich surfe e chli ume

(7)

<A> namd

 hallo wie geht's

<A> immer guet doch, bi nor langsam voll ferti

Oft beschränkt sich dieses Spiel mit dem «fremden» Deutsch auf feste Wendungen, wie z. B. auf Begrüßungs- und Verabschiedungsformeln; die Schreiber wechseln dann schnell in die eigene Sprachform zurück.

Das Sprechen mit «fremder Stimme» kann in der Schweiz aber auch heissen, in einer Gesprächsrunde charakteristische Merkmale aus anderen Dialektgebieten einfließen zu lassen. Sprechen die Beteiligten denselben Dialekt, dann können sie durch das Spiel mit dem fremden Dialekt das ihnen gemeinsame Eigene unterstreichen. Sprechen sie verschiedene Dialekte, dann kann das Spiel mit dem jeweils anderen Dialekt ironisierend gemeint sein, kann aber auch das Interesse am fremden Dialekt ausdrücken und integrationsstiftend wirken. Häufig finden sich solche Formen des dialektalen Code-Switching in wiederkehrenden Gesprächssituationen (zum Beispiel mit denselben Kommunikationspartnern). Dass dabei die typischen Merkmale anderer Dialekte nicht immer korrekt wiedergegeben, sondern eher stilisiert werden, verwundert nicht: Zum einen kennen die Jugendlichen die «fremden» Dialekte häufig nur oberflächlich, vielleicht sogar nur in medial stilisierter Form. Zum andern ist es oftmals, wie bei einer Karikatur, gerade das Stilisierte, Holzschnittartige, das die intendierte Signalwirkung am besten entfaltet.

Im Folgenden werden einige Beispiele für diesen Wechsel in einen anderen Dialekt angeführt. Sie wurden von Nadio Giger zusammengestellt, von dem auch die Hinweise zu diesem Phänomen stammen. Ausgangssprache ist das St. Galler Deutsch, das in der Region Wil gesprochen wird und von dem aus in verschiedene Varietäten des Schweizerdeutschen gewechselt wird. Dabei kann es sich um eine Angleichung in der Aussprache handeln, es kommt aber auch vor, dass ein fremdes Dialektwort vollständig in die eigene Mundart übernommen wird. Die Variante aus dem jeweils anderen Dialekt ist kursiv gedruckt:

1. Wechsel vom St. Galler Deutsch ins Appenzeller Deutsch:

(8) Dä Schöfler isch än Bärq im schönä *Appäzöll*.(9) Was häsch gsait? *Ho, ho, i wotts gad globä!*

2. Wechsel vom St. Galler Deutsch ins Toggenburger Deutsch:

(10) Das isch *asä* toll!(11) Gömmo go *schiiinä*?(12) Gosch no in *gadä* hüt Nomitag?

3. Wechsel vom St. Galler Deutsch ins Bündner Deutsch:

(13) Das chunnt mir *aswia* komisch vor – di han i scho *aswo* gsee!(14) *Tschau, häsch guat*, was machsch so?

4. Wechsel vom St. Galler Deutsch ins Schaffhauser Deutsch:

(15) Isch das würekli wöhr? *Da glob der ee nid!*(16) Gömmo wido mol uf *Schafuusä*?

5. Wechsel vom St. Galler Deutsch ins Zürichdeutsch:

(17) *He Monn, waisch wi kuul* was i jetz grad gsee ha?(18) S’Konzert isch imfall voll *kross* gsii.**6.2 Ethnolektales Deutsch**

Interessant ist, dass der Wechsel ins Zürichdeutsche häufig in Kombination mit einer Sprechweise zu beobachten ist, die in der Schweiz als «Jugodeutsch» oder «Balkandeutsch» bezeichnet wird. Damit kommen wir zu einem weiteren Phänomen, das unter das Sprechen mit «fremder Stimme» fällt: die Imitation stereotyper Merkmale von Sprachen aus dem südeuropäischen Raum. In der Linguistik wird diese Sprachform als «ethnolektales Deutsch» bezeichnet, und es wird ein Unterschied gemacht zwischen dem «primären Ethnolekt», den Jugendliche mit Migrationshintergrund sprechen, dem «sekundären Ethnolekt», der über die Medien verbreitet wird, und dem «tertiären Ethnolekt», um den es hier geht. Unter Letzterem versteht man die Tatsache, dass die ethnolektales Sprechweise von Muttersprachlern imitiert wird.⁶⁷ Christen, Tophinke und Ziegler bringen hierfür ein Beispiel, das wiederum aus einem Chatmitschnitt stammt. Wie die Fortsetzung des Dialogs, die hier nicht abgedruckt ist, vermuten lässt, handelt es sich bei den Schreibern um Jugendliche, deren Muttersprache Deutsch ist:

(19)

<A> alda was is!!!

<A> ;))

 Mach isch drehkick biste weg!

<A> babbel ned

Im Beispiel antwortet auf die Frage *alda was is* mit einer Äusserung, die «das Stereotyp vom aggressiven, türkischstämmigen Jugendlichen» bedient.⁶⁸ Dies zeigt sich auf sprachlicher Ebene an der Schreibung *isch*, womit die türkische Aussprache imitiert werden soll, am Weglassen des unbestimmten Artikels und an der verkürzten Satzstruktur (vollständig hiesse der Satz: *Wenn ich einen Drehkick mache, dann bist du weg*). Nun wäre es aber falsch anzunehmen, dass nur Jugendliche aus unteren Bildungsschichten ein solches Deutsch verwenden. Darauf weisen Peter Auer und İnci Dirim in ihrer Studie «Türkisch sprechen nicht nur die Türken», in der sie Hamburger Jugendliche zur Verwendung des so genannten «Türkendeutsch» befragen, deutlich hin. Sie stellen fest: «Zu diesen deutschen Informanten gehören auch Mädchen und junge Frauen, und sie sind keineswegs alle ghettorientierte *street kids*, sondern teilweise aufstiegsorientiert und schulisch erfolgreich.»⁶⁹

Die wenigen Arbeiten, die es in der linguistischen Forschung zu diesem Thema gibt, legen den Schwerpunkt auf die Situation in Deutschland, Studien zur Schweiz gibt es nicht. In der Deutschschweiz lässt sich aber ein ähnliches Phänomen beobachten: Auch Schweizer Jugendliche verwenden in bestimmten Situationen eine ethnolektale Ausdrucksweise. Beispiele hierfür sind *Gömmmer Migros, Hesch mer Zigarett?, Hey, was redsch mer a? Benni Fernseh? Gischmer Ball!, Ich ha Bewerbig scho gschribe, Ey was god ab man?* In einigen Beispielen fehlt der Artikel, in einem Fall auch die Präposition (vgl. *Gömmmer Migros* = *Gömmmer in d Migros?*). Die Zitate stammen von Schülern und Schülerinnen einer 10. Klasse in Aarau, wobei allerdings betont werden muss, dass die Jugendlichen diese Äusserungen nicht spontan gebrauchten, sondern in einem Interview als Beispiele nannten. Über den tatsächlichen Gebrauch lässt sich also auf diese Weise nichts aussagen. Möglicherweise verwenden die Jugendlichen dieses ethnolektale Deutsch also seltener, als es zunächst den Anschein haben mag. Da die Unterschiede aber nicht nur den Wortschatz betreffen (z. B. *voll krass, Alder*), sondern die Aussprache und die Grammatik, fallen sie Aussenstehenden besonders auf.

Daher ist es auch nicht erstaunlich, dass das Phänomen auf grosses öffentliches Interesse stösst. So widmete die «NZZ am Sonntag» der «Sprache der Strasse», wie der Verfasser Sacha Batthyany das ethnolektale Deutsch nennt, Anfang Oktober 2005 einen ganzseitigen Bericht. Der Text wird ergänzt durch ein übergrosses Bild, die Zeichnung eines Jugendlichen, die kein Stereotyp vermissen lässt: Turnschuhe, Jogginghose, Kapuze, Rapperbart, protzige Armbanduhr, Goldkette, Handy. Lässig an der Wand lehrend, fährt er den Leser aggressiv an: «He was luegsch! Bin ich Kino oder was?!!»⁷⁰

Im Übrigen gab es bereits im Januar 2000 im Zürcher «Tages-Anzeiger» einen Artikel von Martin Huber mit dem Titel «Balkan-Slang erobert Jugendsprache» und im November desselben Jahres in der «Berner Zeitung» einen Artikel von Guido Egli mit dem Titel «Balkan-Slang in der Jugendsprache. Wenn Inländer wie Ausländer klingen». Der Artikel begann mit den folgenden Worten:

«Zehn Uhr vormittags, Pause im Gymnasium Hofwil in Münchenbuchsee, die Schüler hängen auf dem Schulhof herum. Einer tippt eine SMS-Botschaft in sein neues Mobiltelefon. Kommt ein Freund dazu und fragt: «Ey, Mann, hasch du konkret neue Handy?» – «Logo, isch konkret krass neue Handy!» – «Wo kaufen? Was bessahlen?» – «Hab isch konkret geklaut, weisch!» Da sprechen nicht Feridan und Ismail, sondern Michael und Ruedi. Und wie auf dem Hofwiler Pausenplatz klingt es derzeit an vielen Orten, wo Schweizer Jugendliche zusammentreffen. Denn das imitierte gebrochene Ausländerdeutsch osteuropäischer Provenienz – auch Balkan-Slang, Kanak Sprak oder Jugo-Deutsch genannt – ist in der Jugendsprache der letzte Schrei. Erst falsch klingts «korrekt.»⁷¹

Das Beispiel ist sicher konstruiert, Schweizer Jugendliche hätten vielleicht eher von «Natel» und nicht von «Handy» gesprochen. Aber wie dem auch sei: Durch solche Zeitungsartikel wird die Öffentlichkeit auf eine Sprechweise aufmerksam gemacht, die unter Jugendlichen – unter bestimmten Bedingungen – im Gebrauch ist. Hierzu noch ein letztes Beispiel. In einer Kolumne von Bänz Friedli mit dem Titel *Konkret, Mann, he!* heisst es:

«Längst reden nicht mehr nur die vom Volksmund «Jugos» gescholtenen Immigranten aus dem Balkan so, sondern all meine Kollegen, ob im Büro, im Fussballtraining, am Geburtstagsfest. Voll krass, Mann.»⁷²

Ob es stimmt, dass mittlerweile nicht mehr nur Jugendliche so sprechen, sondern auch die Kollegen im Büro, sei dahingestellt; Tatsache aber ist, dass diese Sprachmode bereits in der Werbung übernommen wird. So warb z. B. ein IBIS-Hotel in Zürich kürzlich mit dem Slogan «Du müde? Wir Zimmer».

Nun mag sich mancher fragen, warum Jugendliche ein solches Deutsch sprechen, wenn sie doch auch in der Lage sind, grammatisch korrekte Sätze zu bilden. Vier Gründe lassen sich nennen:

Ein Grund ist sicher darin zu sehen, dass die Jugendlichen den Sprechstil in Filmen, Comedys, Comics nachahmen und damit ihr Medienwissen unter Beweis stellen wollen. So gibt es im deutschen Fernsehen eine Sendung mit dem Titel «Was guckst du!», in der der türkisch-arabischstämmige Kabarettist Kaya Yanar ein solch gebrochenes Deutsch spricht und damit seine Herkunft ironisiert. Viele, vor allem männliche Jugendliche übernehmen diese Redeweise, sie zitieren Versatzstücke daraus und entwickeln sie weiter. Helga Kotthoff stellt in ihrer Arbeit zur Typenstilisierung bei Kaya Yanar denn auch fest: «Die Sendung trägt dazu bei, dass einige Besonderheiten von «Kanak Sprak» oder «broken German» möglicherweise Merkmale einer neuen jugendsprachlichen Prestige-Varietät werden.»⁷³ Wenn also ein Jugendlicher aus Aarau das Beispiel *Hey, was redsch mer a? Benni Fernseh?* nennt, dann ist dies vermutlich ebenso an den Spruch aus der Kaya-Yanar-Sendung angelehnt wie der oben zitierte Spruch aus der «NZZ am Sonntag», der zeigt, wie einzelne, stereotype Phrasen immer weiter perpetuiert

und variiert werden (in der Fernsehsendung heisst es: «Wat guckst du? Bin isch Kino oder wat?»).

Weiter kann es aber auch sein, dass die Jugendlichen den Ethnolekt nicht aus den Medien übernehmen, sondern sich in ihrer Ausdrucksweise jugendlichen Migranten anpassen. Da die Schweiz einen hohen Ausländeranteil aus südeuropäischen Ländern hat, ist diese Vermutung nahe liegend, allerdings wurden hierzu noch keine empirischen Untersuchungen durchgeführt. Was deutsche Jugendliche betrifft, die in Stadtteilen mit hohem Ausländeranteil leben (z. B. Berlin Kreuzberg), wurde bereits nachgewiesen, dass dieser Umstand einen Einfluss auf ihre Sprechweise haben kann. So führen İnci Dirim und Peter Auer die folgenden Äusserungen von Jugendlichen an, deren Muttersprache Deutsch ist: *Sonst habe ich nur ganz entfernten Stiefbruder, Dann hat sie mit meiner Schwester zusammen Türkisch-Kurs besucht, Was macht Fussball?, Hast du denn Wörterbuch mit?, Ich habe Fotoapparat, Mussten immer Krankenhaus.*⁷⁴

Als dritter Grund lässt sich anführen, was bereits für Entlehnungen aus dem Englischen genannt wurde (siehe oben): Ethnolektales Deutsch ist der Versuch eines «Kulturtransfers». Jannis Androutsopoulos und Inken Keim, die das «Türkendeutsch» Mannheimer Jugendlicher untersucht haben, vertreten diese These. Sie weisen darauf hin, dass es vergleichbare Formen der Imitation von Sprechweisen ethnischer oder sozialer Minderheiten durch Sprecher der Mehrheitsgesellschaft auch in anderen Sprachgemeinschaften gibt. So imitieren Jugendliche in England das Kreol karibikstämmiger Immigranten, amerikanische Jugendliche hingegen das afroamerikanisch geprägte «Black English». Beide Sprechweisen werden in den jeweiligen Sprachgemeinschaften mit bestimmten Subkulturen (Reggae/Raggamuffin und Hip-Hop) assoziiert. Ähnliches gilt laut Androutsopoulos und Keim auch für das ethnolektales Deutsch. Ein wichtiger Aspekt ist also, dass

«die nachgeahmte Sprachvarietät in den Augen der Jugendlichen ein subkulturelles Prestige [besitzt]. Im Fall vom «Black English» ist das das Wissen über die Musikkultur und die «street smartness». Wenn hierzulande deutsche Jugendliche den «Türkenslang» ihrer Freunde nachmachen, wird damit ein bestimmtes Selbstbild signalisiert: «cool», «gefährlich» und «immer kampfbereit» zu sein.»⁷⁵

Für die Jugendlichen bietet diese subkulturelle Entlehnung verschiedene Reize: Erstens ist die Selbststilisierung zum «coolen», «aggressiven Macho» ein emotionaler Panzer, der den Jugendlichen in der Pubertät möglicherweise nützlich erscheint. Zweitens ist es ja nicht nur die Sprache, die entlehnt wird, sondern mit ihr ein Habitus, der sich mit den kulturellen Vorlieben der Jugendlichen verbindet: Das soziokulturelle Umfeld des Hip-Hop, ursprünglich in amerikanischen Ghettos situiert (und mit dem «Black English» assoziiert), lässt sich in der Schweiz nun mal am besten mit dem Stereotyp des «ghettoisierten Secondo», der Balkan-Slang spricht, verbinden. Das Sprechen mit «fremder Stimme» signalisiert hier also nicht nur Medien-, sondern auch subkulturelles Wissen. Zudem haftet der Subkultur

(bzw. ihrem Stereotyp) auch eine spiegelbildliche Exotik an. So mag es gerade für Jugendliche, die in einem behüteten Umfeld aufgewachsen sind, reizvoll sein, mit einer komplett anderen Identität zu kokettieren.

Ein letzter Grund, der hier genannt werden soll, nimmt Bezug auf das, was generell als Kennzeichen dieser Lebensphase gilt: Es geht um das Brechen von Normen, um das gewollte Anderssein. Das zeigt sich auf der Ebene des Wortschatzes, wenn Vulgärausdrücke verwendet und damit die Normen des guten Stils verletzt werden, auf der Ebene der Orthographie, wenn Wörter bewusst falsch geschrieben werden (z. B. *isi* statt *easy*), und eben auch auf grammatischer Ebene, wenn fehlerhafte Satzkonstruktionen verwendet werden. Die Fehler dienen also auch dazu, sich einen eigenen, einen normfreien Raum zu schaffen – gewissermaßen als Gegenentwurf zur Schule, wo die Jugendlichen täglich erfahren, dass Normen gesetzt sind und ihre Nichteinhaltung sanktioniert wird.

Den Punkt abschliessend sollen nun aber noch Jugendliche selbst zum Thema «Jugodeutsch» zu Wort kommen. Sie wurden von einer Studentin der Universität Zürich befragt. Andrea Baumeler stellte den Jugendlichen in einer E-Mail u. a. die folgenden drei Fragen (Antworten in originaler Schreibweise):

1. In welchen Situationen verwendest du «Balkandeutsch»?
 Natascha, 16, Oberstufenschülerin: Wenn ich auf Döddel Tripp bin!
 Urs, 20, Berufsschüler: Hauptsächlich in der Berufsschule
 Dave, 19, Maturand: mit gewissen Kollegen komme ich automatisch auch in diese Sprache, um zu blödeln ist diese Sprache wunderbar
2. Weshalb reden Jugendliche in diesem Balkandeutsch?
 Dave: eigene sprache, ist cool
 Urs: Weil sie sich dann wohl unglaublich krass vorkommen Fubu und jo man
 Natascha: Weil es ach so cool scheint
3. Hast du Kollegen, die solche Balkan-Routinen unbewusst gebrauchen?
 Dave: ich kenne viele kollegen, die nicht nur spezielle wörter integrieren in ihre sprache sondern auch schon den rhythmus (= tonfall)
 Urs: Nein, ich würde mich nur aufregen, Alder
 Natascha: Ich glaube nicht dass diese ihn unbewusst anwenden ...

Wie aus den Antworten hervorgeht, sehen die befragten Jugendlichen diese Redeweise als harmlose Sprachspielerei an. Sie ist «cool», sie dient zum Blödeln, man verwendet sie, wenn man «auf Döddel Tripp» ist. Doch selbst wenn dies für manche Jugendliche der einzige Grund sein mag, eine solche Ausdrucksweise zu gebrauchen, ist zu fragen, wie das ethnolektale Deutsch aus sprachkritischer Sicht zu bewerten ist. Werden damit nicht Stereotype verfestigt und ethnische Gruppen stigmatisiert? Und besteht nicht die Gefahr, dass eine solche Redeweise automatisiert wird und die Jugendlichen auch dann so sprechen, wenn es nicht situationsangemessen ist (etwa im Unterricht)? Und schlägt sich das nicht möglicherweise auch auf die schriftlichen Arbeiten nieder?

Was den letztgenannten Aspekt betrifft, so wird in der Forschung immer wieder betont, dass die meisten Jugendlichen, auch jene mit Migrationshintergrund, durchaus zu differenzieren wüssten, dass es aber auch eine wichtige Aufgabe des Deutschunterrichts sei, den Jugendlichen zu vermitteln, welche Ausdrucksweise der jeweiligen Kommunikationssituation angemessen ist. Zum erstgenannten Punkt ist zu sagen: Es lässt sich beobachten, dass selbst Jugendliche, die aus dem Ausland stammen, aber fließend Deutsch sprechen, ethnolektales Deutsch gebrauchen. Auch sie setzen es als Stilmittel ein, sei es zur Selbststilisierung, als Sprachspielerei, zur Abgrenzung. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auch darauf, dass die Sendung «Was guckst du?!» gerade unter jungen Ausländern grosse Resonanz findet.⁷⁶ Und möglicherweise trägt die Beliebtheit dieses Sprechstils unter deutschsprachigen Jugendlichen, wie Androutsopoulos und Keim vermuten, sogar zur Integration bei, da «nichtmuttersprachliche Varianten des Deutschen in das kommunikative Repertoire der Gesellschaft integriert, mit Witz und Spiel verbunden und dadurch allmählich normalisiert» werden.⁷⁷

Problematisch ist es aber, wenn diese Sprechweise im Gespräch mit nichtvertrauten Kommunikationspartnern verwendet oder wenn sie von nichtjugendlichen Sprechergruppen übernommen wird, ohne dass der subkulturelle Hintergrund hinreichend berücksichtigt wird. Dann kann es sein, dass dies als Anbiederung an jugendliches Sprechen aufgefasst wird, es kann aber auch auf völliges Unverständnis stossen. So musste in Deutschland eine Werbekampagne mit Sprüchen wie «Anschluss o. k., schnell daheim, Sie glücklich?», «Bus dreckig, kein Sitzplatz, Sie verärgert?» oder «Automat kaputt, Service mies, Sie sauer?» eingestellt werden, weil diese Ausdrucksweise als Beleidigung gegenüber den ausländischen Mitbürgern empfunden wurde.⁷⁸ Dass die Kampagne eingestellt werden musste, ist zu begrüßen. Das ethnolektale Sprechen mag unter Jugendlichen zwar «in» sein, spezifische gruppenspezifische Funktionen erfüllen oder vielleicht auch nur eine harmlose Spielerei sein, es ist aber problematisch, eine solche Sprechweise aus ihrem sozialen Kontext zu lösen und für die eigenen Zwecke zu funktionalisieren.

7 Fazit

Was lässt sich zur Sprache der Jugend in der Deutschschweiz also festhalten? Es sind vor allem zwei Punkte, die wir abschliessend noch einmal betonen wollen.

Zum einen: Die Sprache der Jugend in der Deutschschweiz weist viele Gemeinsamkeiten mit der Sprache der Jugend in anderen Ländern auf. Das Bedürfnis nach einer eigenständigen Ausdrucksform, die Orientierung an bestimmten (Sub-)Kulturen, die Abgrenzung gegenüber der Welt der Kindheit und der Erwachsenen, selbst die Beliebtheit bestimmter sprachlicher Phänomene und Handlungsmuster finden sich nicht nur in unmittelbar benachbarten Ländern und Kulturen, sondern über den europäischen Rahmen hinaus. Zum Teil lassen sich diese Gemein-

samkeiten auch weit in die Geschichte zurückverfolgen. Dennoch sind, wie Eva Neuland in ihrem Eröffnungsbeitrag zu einem Sammelband mit dem sprechenden Titel «Jugendsprachen – Spiegel der Zeit» betont, «Jugendliche, so sehr sie auch auf Eigenständigkeit beharren und Autonomie beanspruchen, stets Kinder ihrer Zeit».⁷⁹ Das ist aber nicht nur so zu verstehen, dass die Sprachgebrauchsformen letztlich nur von den jeweils vorherrschenden gesellschaftlichen Gegebenheiten abhängen, dass sie diese also, wie es der zitierte Titel ausdrückt, «spiegeln», sondern auch, dass sie diese prägen. Man darf somit über den beliebten Hinweis, dass es Jugendsprache «schon immer» gegeben habe und dass Jugendliche «schon immer» anders sein wollten als die Erwachsenen, nicht vergessen, dass jede Generation ihre eigenen Bedürfnisse hat. Die sprachlichen Möglichkeiten, um diese Bedürfnisse auszudrücken, sind zwar begrenzt, Raum für Variationen besteht aber allemal.

Damit sind wir beim zweiten Aspekt, der uns wichtig erscheint. Wie die Ausführungen gezeigt haben, weist die Sprache der Jugend in der Deutschschweiz trotz aller Gemeinsamkeiten mit Jugendsprachen anderer Länder und Kulturen viele Spezifika auf, die es dort nicht oder nicht in dem Masse gibt wie hier. Als einen Punkt haben wir die Situation in der Schweiz (vier Landessprachen) und in der Deutschschweiz (mediale Diglossie, Stellenwert der Dialekte) genannt, was sich möglicherweise in einem spezifischen Sprachbewusstsein manifestiert. Der Sprachgebrauch Deutschschweizer Jugendlicher ist, wie wir gesehen haben, von dieser Situation geprägt, was insbesondere die Verwendung der Mundart in schriftlicher Kommunikation, der spielerische Umgang mit Entlehnungen (inklusive deren mundartgeprägte Verschriftung) und das dialektale Code-Switching zeigen. Spezifisch ist natürlich auch das soziale Umfeld, auf das die Jugendlichen reagieren, wenn sie beispielsweise ein ethnolektales Deutsch verwenden. Insofern sind Jugendsprachen nicht nur ein «Spiegel der Zeit», wie es Eva Neuland ausdrückt, sondern auch ein «Spiegel des Raumes». Und auch hier muss man wieder hinzufügen: nicht nur ein Spiegel, sondern auch ein prägender Faktor.

Über diese beiden Faktoren hinaus – Raum und Zeit – sollte man jedoch nicht vergessen, dass jugendliche Sprachgebrauchsformen immer auch der Ausdruck von Lebenshaltungen, Bedürfnissen und Vorlieben von Individuen sind. Es gilt also zu differenzieren und bei allen Gemeinsamkeiten die Sprache der Jugend nicht zu pauschalisieren. Wenn man bereit ist, auf diese «Zwischentöne» zu hören, eröffnet sich ein faszinierender Bereich gesellschaftlicher Kommunikation, über den weiter nachzudenken sich lohnt.

Anmerkungen

- 1 Zu dieser Zeit waren an den Universitäten tatsächlich nur männliche Studenten eingeschrieben. An dieser Stelle sei ausserdem angemerkt, dass wir für die Personenbezeichnungen in diesem Beitrag, die Leserin möge dies entschuldigen, der Kürze halber das Maskulinum verwenden, wir verzichten also auf die Beidnennung (z. B. *der Leser/die Leserin*).
- 2 Die wissenschaftliche Wörterbuchschreibung begann erst Ende des 19. Jahrhunderts. Historische Zeugnisse, darunter auch Salmasius' «Handlexicon», sind zusammengestellt in Henne/Objartel (1984).
- 3 Vgl. Studer (1998a), S. 15.
- 4 Werlen (2002), S. 76.
- 5 Vgl. weiterführend zur Sprachsituation in der Schweiz Schläpfer/Bickel (2000) und Lüdi/Werlen (2005), zur Deutschschweiz beispielsweise Rash (2002).
- 6 Vgl. Lüdi/Werlen (2005), S. 7.
- 7 Die Termini «Mundart» und «Dialekt» werden hier synonym gebraucht. In der Schweiz spricht man in der Regel von «Mundart», in Deutschland von «Dialekt». Angemerkt sei auch, dass es in Deutschland üblich ist, SMS und E-Mail im Femininum zu verwenden, in der Schweiz im Neutrum. Wir gebrauchen in unserem Beitrag die feminine Variante.
- 8 Vgl. Kolde (1981).
- 9 Vgl. hierzu Dürscheid/Businger (2006).
- 10 Werlen (2004), S. 448.
- 11 Vgl. Scharloth (im Druck).
- 12 Vgl. dazu Watts (1999).
- 13 Dies hat auch viel mit der Sozialgeschichte Deutschlands zu tun. Vgl. dazu Polenz (1999) und Spitzmüller (2005a), S. 326–334.
- 14 Die Haltungen haben sich in den vergangenen Jahren allerdings gewandelt, wie der Beitrag von Julia Buatsi in diesem Band zeigt.
- 15 Den Hinweis auf dieses Phänomen und seine Einschätzung verdanken wir Nadio Giger.
- 16 Vgl. Androutsopoulos (1998).
- 17 Vgl. Werlen (2004), S. 458.
- 18 PONS. Wörterbuch der Schweizer Jugendsprache 2002, S. 5.
- 19 PONS. Wörterbuch der Schweizer Jugendsprache 2002, S. 3.
- 20 *Huere* ist im Übrigen nicht auf die Jugendsprache beschränkt. So gab es im Sommer 2004 eine Plakatkampagne für das Mineralwasser Elmer mit dem Spruch *HUÄRÄ-GUÄT! Täglich*.
- 21 Christen (2003), S. 32.
- 22 Christen (2003), S. 32–33.
- 23 Vgl. Linke (1998).
- 24 Studer (1998b), S. 200.
- 25 Christen (2004), S. 82–83.
- 26 Vgl. hierzu die Ergebnisse der Umfrage von Bürki (2005). Siehe auch Werlen (2006).
- 27 Vgl. Watanabe (2005). Das Korpus ist dort abgedruckt auf den Seiten 97–112.
- 28 Watanabe (2005), SMS Nr. 239.
- 29 Vgl. hierzu Werlen (2006).

- 30 Vgl. Christen (2004), S. 79.
- 31 Vgl. zur SMS-Kommunikation den Beitrag von Bettina Braun in diesem Band.
- 32 Vgl. Feierabend/Rathgeb (2005).
- 33 Vgl. Koch/Oesterreicher (1994).
- 34 Vgl. Spitzmüller (2005b).
- 35 Vgl. Dürscheid (2006).
- 36 Vgl. zur Chatkommunikation den Beitrag von Lukas Gerber in diesem Band; siehe auch den Beitrag von Mirta Nicolay und Saskia Waibel.
- 37 Born (2003), S. 37.
- 38 PONS. Wörterbuch der Schweizer Jugendsprache (2002), S. 6.
- 39 Vgl. PONS. Wörterbuch der Jugendsprache (2003). Zum Vergleich: Das deutschländische «Lexikon der Trendwörter» (Horx 1996) enthält nach eigenen Angaben «70 Prozent [...] Stammwörter [...] englischen Ursprungs» (S. 6). Die Zahlen dürfen jedoch nicht überbewertet werden, da die Zählung sehr stark davon abhängt, wie man «Anglizismus» definiert. Dies ist eine Frage, über die in der Linguistik keineswegs Einigkeit herrscht. Vgl. dazu Spitzmüller (2005a), S. 166–176. Immerhin kann man davon ausgehen, dass die beiden PONS-Wörterbücher unter ähnlichen Bedingungen entstanden sind.
- 40 Vgl. die neueste Auswahlbibliographie von Görlach (2002).
- 41 Zu nennen sind vor allem die Arbeiten von Peter Dalcher (bspw. 1986, 1998, 2000) und Felicity Rash (1994, 1996, 2002, S. 186–192) sowie die Arbeit von Urs Fischer (1980) und als aktuelles Beispiel die Untersuchung von Regula Schmidlin (2003). Vgl. zum Forschungsstand auch Rash (1996), Dalcher (1998) und Murray/Wegmüller/Khan (2001).
- 42 Peter Dalcher etwa basiert seine Untersuchungen auf ein (freilich später ergänztes) Korpus und eine Umfrage aus den Jahren 1964/65 (vgl. Dalcher 1986, 1998, 2000). Die umfangreichste vorliegende Arbeit von Urs Fischer (1980) basiert auf Belegen aus den Jahren 1800 bis 1976.
- 43 Amstutz (1987), zitiert nach: Dalcher (2000), S. 199.
- 44 Vgl. Wehrli (2002).
- 45 Vgl. Androutsopoulos (1998), S. 526–583.
- 46 PONS. Wörterbuch der Schweizer Jugendsprache (2002), S. 43.
- 47 Androutsopoulos (1998), S. 532.
- 48 Androutsopoulos (1998), S. 578.
- 49 Vgl. Augenstein (1998), S. 20–23.
- 50 Androutsopoulos (1998), S. 579.
- 51 Alle Beispiele aus dem Beitrag von Saskia Waibel und Mirta Nicolay in diesem Band.
- 52 Vgl. v. a. die Beiträge von Gerber, Braun und Nicolay/Waibel. Dass sich in Schweizer Szeneblättern ähnliche sprachliche Phänomene finden wie in den deutschen, die von Androutsopoulos untersucht wurden, zeigen auch die Ausführungen von Hess-Lüttich (2003), v. a. S. 299–301.
- 53 Vgl. Hofer (2003) sowie den Beitrag von Olivia Zeier in diesem Band.
- 54 Vgl. dazu den Eintrag «parkieren» im Anglizismenwörterbuch (Carstensen/Busse 1993–96), Bd. 3, S. 1034. Zu Wortbildung und Aussprache vgl. auch Schmidlin (2003), S. 154–155, sowie Dalcher (1986), S. 190–197.

- 55 Vgl. Schmidlin (2003), S. 147.
- 56 Wie uns Alexander Schramm, Director Corporate Affairs von McDonald's Deutschland Inc., auf Anfrage mitteilte, war eine explizite Anlehnung an die Hip-Hop-Kultur mit dem Slogan jedoch nicht beabsichtigt.
- 57 So etwa bei Rash (2002), S. 186, und Weber (1984), S. 35.
- 58 Vgl. zur Situation in der Schweiz Rash (1996) und Murray/Wegmüller/Khan (2001), zu den Einstellungen in Deutschland Spitzmüller (2005a).
- 59 Vgl. Spitzmüller (2005a), S. 284–289 und S. 296.
- 60 Schmidlin (2003), S. 147.
- 61 Vgl. dazu Polenz (1999), S. 268–285, zu den Fussballanglizismen Schelper (1995), S. 211.
- 62 Vgl. Weber (1984), S. 31–32. Vgl. zum *Deutscheschweizer Sprachverein* auch Rash (2002), S. 80–86.
- 63 Schelper (1997), S. 234.
- 64 Vgl. etwa Polenz (1999), S. 251–254.
- 65 Hofer (2003), S. 111.
- 66 Christen/Tophinke/Ziegler (2005), S. 433.
- 67 Vgl. Auer (2003).
- 68 Christen/Tophinke/Ziegler (2005), S. 432.
- 69 Dirim/Auer (2004), S. 213–214.
- 70 Vgl. Batthyany (2005).
- 71 Vgl. Egli (2000).
- 72 Vgl. Friedli (2003).
- 73 Kotthoff (2004), S. 185.
- 74 Vgl. Dirim/Auer (2004), S. 210–212.
- 75 Keim/Androutsopoulos (2000).
- 76 Vgl. Kotthoff (2004), S. 196.
- 77 Keim/Androutsopoulos (2000).
- 78 Vgl. dazu Dürscheid (2003).
- 79 Neuland (2003), S. 11.

Literatur

- Amstutz, Werner (1987): Untersuchungen zum Gebrauch von Anglizismen im gesprochenen Schweizerdeutsch. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit, Universität Freiburg.
- Androutsopoulos, Jannis K. (1998): Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. Frankfurt a. M. u. a.
- Androutsopoulos, Jannis K./Scholz, Arno (Hgg.) (1998): Jugendsprache – *Langue des jeunes – Youth language: linguistische und soziolinguistische Perspektiven*, Frankfurt a. M.
- Auer, Peter (2003): «Türkenslang»: Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: *Spracherwerb und Lebensalter*, hg. v. Annelies Häcki Buhofer. Tübingen, S. 255–264.
- Augenstein, Susanne (1998): Funktionen von Jugendsprache. Studien zu verschiedenen Gesprächstypen des Dialogs Jugendlicher mit Erwachsenen. Tübingen.

- Batthyany, Sacha (2005): Die Sprache der Strasse. «Eh Mann, wo du wolle?» / «Wotsch Zoff oder was?» / Warum Schweizer Jugendliche so reden, als wären sie Immigrantenkinder. In: NZZ am Sonntag, 9.10.2005, S. 87. ✓
- Baumeler, Andrea (2005): Ethnolektales Deutsch. Materialien zum Vortrag im Seminar «Syntaktische (Ir-)Regularitäten des Deutschen». WS 2003/04. Universität Zürich (unveröffentlicht).
- Born, Hanspeter (2003): Huere primitiv. Besorgte Zeitgenossen beklagen die Verarmung und Verluderung des Schweizerdeutschen. Sie fürchten einen Zerfall der Identität. Die Sprachwissenschaftler dagegen verfolgen die Veränderungen der Mundart mit Faszination. In: Die Weltwoche Nr. 31, 31.06.2003, S. 37–39 (online unter <http://www.weltwoche.ch/artikel/?AssetID=5593&CategoryID=60>). ✓
- Bürki, Gisela (2005): Schriftliche Kommunikationsformen von Zürcher Jugendlichen. Umfrage für eine Forschungsarbeit der Lehrerinnen- und Lehrerbildung Bern. In: Der Deutschunterricht, Heft 4, S. 85–94.
- Carstensen, Broder/Busse, Ulrich (Hgg.) (1993–1996): Anglizismenwörterbuch. Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945. 3 Bde. Berlin/New York.
- Christen, Helen (2003): *Uu fein, welts guet und rüüdig schön*. Überlegungen zu lexikalischen Aspekten eines SchweizerDeutsch der Regionen. In: Dittli/Häcki Buhofer/Haas (2003), S. 25–38.
- Christen, Helen (2004): Dialekt-Schreiben oder *sorry ech hassä Text schribä*. In: Alemannisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.9.2002, hg. v. Elvira Glaser, Peter Ott u. Ruedi Schwarzenbach. Stuttgart, S. 71–85.
- Christen, Helen/Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn (2005): Chat und regionale Identität. In: Bayerische Dialektologie. Akten der Internationalen Dialektologischen Konferenz 26.–28. Februar 2002, hg. v. Sybille Krämer-Neubert u. Norbert Richard Wolf, Heidelberg, S. 425–439.
- Dalcher, Peter (1986): Anglicisms in Swiss German. The evaluation by computer of a survey conducted in 1964/5. In: English in contact with other languages. Studies in honour of Broder Carstensen on the occasion of his 60th birthday, hg. v. Wolfgang Viereck u. Wolf-Dietrich Bald, Budapest, S. 179–206.
- Dalcher, Peter (1998): Dialektologische Aspekte in den Arbeiten über Anglizismen in der deutschsprachigen Schweiz. In: Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien, S. 47–62.
- Dalcher, Peter (2000): Über Anglizismen im Schweizerdeutschen. In: Sprachspiegel 56, Heft 5, S. 197–204.
- Dirim, İnci/Auer, Peter (2004): Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehungen zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland. Berlin/New York. ✓
- Dittli, Beat/Häcki Buhofer, Annelies/Haas, Walter (Hg.) (2003): *Gömmmer MiGro?* Veränderungen und Entwicklungen im heutigen SchweizerDeutsch. Festschrift für Peter Dalcher zum 65. Geburtstag. Freiburg/Schweiz. ✓
- Dürscheid, Christa (2003): Syntaktische Tendenzen im heutigen Deutsch. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, 31, S. 327–342.
- Dürscheid, Christa (2006): Medienkommunikation und Jugendsprache. In: Dürscheid/Spitzmüller (2006), S. 117–131.

- Dürscheid, Christa/Businger, Martin (Hgg.) (2006): Schweizer Standarddeutsch. Beiträge zur Varietätenlinguistik. Tübingen (erscheint).
- Dürscheid, Christa/Spitzmüller, Jürgen (Hgg.) (2006): Perspektiven der Jugendsprachforschung/Trends and Developments in Youth Language Research, Frankfurt a. M. ✓
- Egli, Guido (2000): Balkan-Slang in der Jugendsprache. Wenn Inländer wie Ausländer klingen. In: Berner Zeitung, 29.11.2000 (online unter: http://www.so-hofwil.ch/hofwil/hofwil_in_den_medien/03.php). ✓
- Feierabend, Sabine/Rathgeb, Thomas (2005): Medienverhalten Jugendlicher 2004. In: Media Perspektiven 7, S. 320–332.
- Fischer, Urs (1980): Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz im Bereich von Essen und Trinken dargestellt anhand schweizerischer Quellen. Bern u. a.
- Friedli, Bänz (2003): Konkret, Mann, hey! Pendlerregel Nummer neun vom 18. Mai 2000. In: Ich pendle, also bin ich. Kolumnen aus 20 Minuten und Bilder aus dem Nahverkehr, hg. v. Bänz Friedli und Alexander Egger. Kriens.
- Görlach, Manfred (Hg.) (2002): An annotated bibliography of European anglicisms. Oxford.
- Henne, Helmut/Objartel, Georg (Hgg.) (1984): Historische deutsche Studenten- und Schülersprache. Berlin.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2003): Sprachwandel im Spiegel der Alternativpresse von Jugend-Subkulturen in Österreich und der Schweiz. In: Neuland (2003), S. 285–306. ✓
- Hofer, Lorenz (2003): «Exgüsi – Easy». Jugendliche Ausdrucksweisen in einer diglossischen Sprachsituation in einem mehrsprachigen Land – am Beispiel einer Stilisierung in einem Theaterstück von Jugendlichen. In: Neuland (2003), S. 109–124. ✓
- Horx, Matthias (Hg.) (1996): Trendwörter-Lexikon von Acid bis Zippies. Düsseldorf.
- Huber, Martin (2000): Balkan-Slang erobert Jugendsprache. In: Tages-Anzeiger (11.01.2000), S. 15.
- Keim, Inken/Androutsopoulos, Jannis: Hey Lan, isch geb dir konkret Handy. Deutsch-türkische Mischsprache und Deutsch mit ausländischem Akzent: Wie Sprechweisen der Straße durch die Medien populär werden. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (26.01.2000), S. 13.
- Kotthoff, Helga (2004): Overdoing Culture. Sketch-Komik, Typenstilisierung und Identitätskonstruktion bei Kaya Yanar. In: Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und Praxis, hg. v. Karl H. Hörning u. Julia Reuter, Bielefeld, S. 184–200.
- Linke, Angelika (1998): Backfischsprache. Kultursemiotische Überlegungen zum Sprachgebrauch jugendlicher Bürgerinnen der Jahrhundertwende. In: Androutsopoulos/Scholz (1998), S. 211–231.
- Lüdi, Georges/Werlen, Iwar (2005): Sprachenlandschaft in der Schweiz. Neuchâtel.
- Murray, Heather/Wegmüller, Ursula/Khan, Fayaz Ali (2001): Englisch in der Schweiz. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesamtes für Bildung und Wissenschaft. Bern (online unter <http://www.sbf.admin.ch/hm/services/publikationen/schriften/Bildung/english-d.pdf>).
- Neuland, Eva (Hg.) (2003): Jugendsprachen – Spiegel der Zeit. Internationale Fachkonferenz 2001 an der Bergischen Universität Wuppertal. Frankfurt a. M.
- von Polenz, Peter (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York.

- PONS. Wörterbuch der Schweizer Jugendsprache 2002. Schweizerdeutsch/Deutsch – Englisch. Schweizerdeutsch/Deutsch – Französisch; von Schülerinnen und Schülern vom 7. bis 13. Schuljahr aus der ganzen Schweiz. Zug (online unter <http://www.klett.ch/klett/export/download/jugendsprache.pdf>).
- PONS. Wörterbuch der Jugendsprache 2003. Deutsch – Englisch/Französisch/Spanisch; von Schülerinnen und Schülern aus ganz Deutschland. Stuttgart.
- Rash, Felicity J. (1994): Amerikanismen in der deutschen Sprache der Schweiz – ein Zwischenbericht. In: Sprachspiegel 50, S. 2–11.
- Rash, Felicity J. (1996): Attitudes to the use of English in Swiss German advertising language. In: *The Web Journal of Modern Language Linguistics* 1 (online unter <http://wjml.ncl.ac.uk/issue01/rash1.htm>).
- Rash, Felicity J. (2002): Die deutsche Sprache in der Schweiz: Mehrsprachigkeit, Diglossie und Veränderung. Bern.
- Scharloth, Joachim (im Druck): Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen. Erscheint in: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 33 (2005), Heft 2.
- Schelper, Dunja (1995): Anglizismen in der Pressesprache der BRD, der DDR, Österreichs und der Schweiz. Eine vergleichende, typologische und chronologische Studie. Dissertation Universität Québec.
- Schläpfer, Robert/Bickel, Hans (Hgg.) (2000): Die viersprachige Schweiz. 2., neu bearbeitete Auflage Aarau/Frankfurt a. M.
- Schmidlin, Regula (2003): Vergleichende Charakteristik der Anglizismen in den standardsprachlichen Varietäten des Deutschen. In: Dittli/Häcki Buhofer/Haas (2003), S. 141–160.
- Spitzmüller, Jürgen (2005a): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. Berlin/New York.
- Spitzmüller, Jürgen (2005b): Spricht da jemand? Repräsentation und Konzeption in virtuellen Räumen. In: Aktual'nije problemi germanistiki i romanistiki, Bd. 9, Teil 1, hg. v. Galina Kramorenko, Smolensk, S. 33–56 (online unter <http://www.ds.unizh.ch/lehstuhlduerscheid/docs/spitzm/chat-05.pdf>).
- Studer, Martin (1998a): Spricht die Jugend eine andere Sprache? In: Sprachspiegel 54 (1998), Heft 1, S. 12–19.
- Studer, Martin (1998b): Der Sprechstil von 16- bis 18-jährigen Lehrlingen im Raum Zürich. In: Androutsopoulos/Scholz (1998), S. 195–210.
- Watanabe, Manabu (Hg.) (2005): *nichidokuwakamonogo taishōkenkyū. mediatono rinkeijito goishūhensannimukete* [Eine kontrastive Analyse der japanischen und deutschen Jugendsprache. Unter Berücksichtigung ihrer medialen Bedingungen und auf der Suche nach einem kleinen kontrastiven Lexikon der Jugendsprache]. Tokio (Selbstverlag).
- Watts, Richard J. (1999): The ideology of dialect in Switzerland. In: Language ideological debates, hg. v. Jan Blommaert, Berlin/New York, S. 67–103.
- Watts, Richard J./Murray, Heather (Hgg.) (2001): Die fünfte Landessprache? Englisch in der Schweiz. Zürich.
- Weber, Daniel Erich (1984): Sprach- und Mundartpflege in der deutschsprachigen Schweiz. Sprachnorm und Sprachdidaktik im zweisprachigen Staat. Frauenfeld/Stuttgart.
- Wehrli, Christa (2001): Anglizismen im BRAVO. Eine empirische Untersuchung mit Schü-

lern. Dissertation Universität Zürich (online unter <http://www.dissertationen.unizh.ch/2004/wehrli/DISSWEHR.PDF>).

Werlen, Erika (2002): Jugendsprache in der Deutschschweiz. Erforschung der Jugendsprache in der Deutschschweiz im Paradigma des Sprachenportfolios – Plädoyer für eine angewandte Dialektologie. In: Germanistik in der Schweiz. Online-Zeitschrift der Schweizerischen Akademischen Gesellschaft für Germanistik, Heft 1 [online unter http://www.sagg.ch/1_02/werlen.pdf].

Werlen, Erika (2004): Jugendsprache zwischen Dialekt und Sprachenportfolio. In: Alemannisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.9.2002, hg. von Elvira Glaser, Peter Ott u. Ruedi Schwarzenbach. Stuttgart, S. 445–464.

Werlen, Erika (2006): Perspektiven der Jugendsprachforschung in der Deutschschweiz. In: Dürscheid/Spitzmüller (2006), S. 365–384.

Merkmale schweizerdeutscher Chatkommunikation

1 Einführung

Der vorliegende Beitrag untersucht Merkmale schweizerdeutscher Chatkommunikation, ein Thema, das erst vor wenigen Jahren sprachwissenschaftliche Aufmerksamkeit erlangt hat. Stellt die unter Jugendlichen so beliebte Kommunikationsform des «Chattens» aufgrund der mittlerweile sehr umfassend untersuchten (und hier daher ausgeklammerten) Eigenheiten der computervermittelten Kommunikation¹ bereits an sich ein interessantes Forschungsobjekt dar, so gilt dies in besonderem Mass für schweizerdeutsche Chatkommunikation, da hier noch ein sehr wichtiger Aspekt hinzukommt: die sehr häufige Verwendung verschrifteter Mundart.

Um diesen Aspekt soll es hier gehen. Dabei steht weniger die Frage im Mittelpunkt, wie die Mundart, für die ja keine Orthographie existiert, verschriftet wird², sondern wann und warum Mundart respektive Standardsprache überhaupt verwendet werden beziehungsweise warum die Chatter innerhalb einer Chatsitzung oder gar innerhalb einer einzelnen Äusserung zwischen diesen beiden Sprachgebrauchsformen wechseln (so genanntes «Code-Switching»). Als Ausgangspunkt dient dabei die von Brigitte Aschwanden entwickelte These der «konzeptionellen Diglossie», die kurz vorgestellt und anhand eigener Beobachtungen in einem schweizerdeutschen Chatraum, dem von baseldeutschen Chattern dominierten «Tiscali-Chat», geprüft wird. In einem zweiten Schritt skizziere ich die identitätsstiftende Rolle des Dialekts im Chat. Anschliessend werde ich spezifisch jugendsprachliche Merkmale in der schweizerdeutschen Chatkommunikation in den Blick nehmen. In diesem Zusammenhang werde ich auch auf die Frage eingehen, ob es sich bei den Chattern tatsächlich um Jugendliche handelt oder ob in den Chaträumen Jugendlichkeit nur simuliert wird. Im Anschluss daran werde ich untersuchen, ob es im Tiscali-Chat Ausdrücke und Verhaltensweisen (kommunikative Praktiken) gibt, die als typisch jugend(sprach)lich bezeichnet werden können und wie Gruppenzugehörigkeit sprachlich konstituiert wird. Dabei werde ich zeigen, wie souverän die Chatter mit verschiedenen sprachlichen Ressourcen (Mundart, Standardsprache, Jugendsprache usw.) umgehen müssen, um sich in den virtuellen Räumen behaupten zu können.